

ZUR ERSTEN SATIRE DES HORAZ

Horaz geht in der ersten Satire des ersten Buches von der Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Lebensberufe aus und findet den Grund dieser Erscheinung in der Habsucht: so ist der erste Eindruck, den man von dem Gedichte gewinnt, und so haben es die früheren Erklärer gedeutet. Aber man hatte sich doch mit der behaglichen Nachlässigkeit abzufinden, mit der er seinen Weg fortschlendert (F. A. Wolf, Kleine Schriften II, Halle 1869, 992 ff.), und so stieß man sich im Laufe der Zeit immer mehr an der Schwierigkeit, die *Mempsi-moirie*, wie sie V. 1—22 in dramatischer Zuspitzung illustriert wird, mit der *avaritia* des reichen Geizhalses, die den Hauptteil beherrscht, auf eine Linie zu stellen. Schon Henry Home, *Elements of Criticism* Bd. I Kap. 1 (neue Ausg. Basel 1795 S. 28 f.), hatte sich beklagt, daß Horaz von seinem Eingangsthema in eine Deklamation gegen die *avaritia* ableite und zwar V. 108 zum Gegenstand zurückzukehren erkläre, aber doch bei der Habsucht bleibe; aus dem gleichen Gesichtswinkel erteilte L. F. Heindorf der Satire eine schlechte Zensur und wollte sie nur für den ersten Versuch Horazens in der Gattung gelten lassen, und so sah sich bereits Guil. Lange, *Commentatio de sententiarum nexu locisque difficilioribus Horatii satyrae I 1*, Progr. Halle 1828, veranlaßt, die durchgängige Gedankenführung aufzuzeigen. Aber die Anstöße lagen nur allzu nahe und führten zu der von A. Gercke, *Rhein. Mus.* XLVIII 1893, 41 ff., besonders scharf ausgeprägten Anschauung, daß zwei verschiedene Motive gekoppelt und nur notdürftig zum Schluß (V. 108 ff.) miteinander verschmolzen seien. Diese Anschauung bestimmt auch die Kritik H. Röhl's in seinen heute besonders unentbehrlichen Literaturberichten (*Jahresber. d. Philol. Ver. Berl.* XXI 1895 bis XLVI 1920) und ist in manche Kommentare und allgemeinere Werke übergegangen. So empfindet A. Cartault, *Etude sur les Satires d'Horace*, Paris 1899, 63. 77 ff. 130 ff. 178. 331 f., die Uneinheitlichkeit des Gedichtes sehr stark; auch O. Blank, *Neue Jahrb.* 1917, 308 ff., bleibt in seinen Darlegungen, die trotz feinen Verständnisses für die Art der Gesprächsführung manchmal auf Abwege der Interpretation geraten, bei der Annahme eines

Doppelthemas *Mempsimoirie* und *Pleonexie*, und ähnlich verhält sich P. Weissenfels, Festschrift zur Einweihungs-Feier des neuen Klassengebäudes, Züllichau 1911, 67 ff., der *inconstantia* und *avaritia* (daneben noch in etwa *invidia*) ansetzt und für den Schluß gar eine wirkliche Inhaltsbeziehung zum ersten Teile abstreitet.

Es war nur konsequent, wenn L. Radermacher, Wien. Stud. XLII 1920/21, 148 ff., aus der Inkonsistenz des Ganzen den Schluß zog, daß die beiden Mantel- oder Flügelstücke (V. 1—22 und 108 bis Schluß) nachträglich zugeichtet seien und der Kern in frühere Zeit gehöre, als es die *opinio recepta* will, nach der unsere Satire bekanntlich als Widmungsgedicht für die Gesamtausgabe des 1. Buches verfaßt ist; ihm folgend setzte R. Latsch, Die Chronologie der Satiren und Epoden des Horaz, Diss. Würzb. 1936, 38 ff., das Kernstück etwa 40, die umgebenden Partien 35 an. Schon vor Radermacher hatte R. Sabbadini in seiner kommentierten Ausgabe der Satiren (*Torino 1906; letzter Abdruck 1947 S. 1 f.) in ganz ähnlicher Weise V. 28—107 als ursprünglichen Bestand angesehen, aber auch betont, daß zu diesem anfänglich eine andere, später unterdrückte Einleitung gehört haben müsse; wenn nun aber R. Hanslik, Wien. Stud. LV 1937, 106 ff., den Versuch machte, in V. 1—12 noch die Spuren einer Umarbeitung in Verschiedenheiten der Höhenlage der dichterischen Kunst aufzuzeigen, so wird ihm darin schwerlich jemand folgen können. Auch P. Lejay hat in seinem substanzreichen Kommentar (Paris 1911, S. 9) die Zweischichtenhypothese nicht ausgeschlossen, obwohl er eigentlich ebensowenig wie Hanslik besonderen Anlaß dazu hatte, da er dem Satiriker den freien Gang nach der „Logik der Konversation“ zugestand.

Eine andere Möglichkeit, die Unebenheiten der Gedankenführung zu erklären, konnte sich aus den Quellenverhältnissen ergeben: R. Heinze hat seit seiner Dissertation *De Horatio Bionis imitatore*, Bonn 1889, 15 ff., eine Kontamination angenommen; aber während er anfangs die beiden Themata als recht disparat empfand, hat er sie in der letzten Auflage des Kießlingschen Kommentars (Berl. 1921) in Harmonie miteinander gebracht, nichtsdestoweniger aber auch Reste seiner früheren Auffassung stehen lassen, so daß seine Erklärung in diesem Punkte etwas inkonsequent und widerspruchsvoll wirkt. G. C. Fiske, *Lucilius and Horace*, Madison 1920, 187 f. 192 ff. 219 ff., leitet die Kontamination aus älterer Tradition her,

spricht aber S. 192 doch noch von einer „imperfect fusion of these two themes resulting in the peculiar „shuffling“ sequence of the argument“. C. Hosius hingegen hat die tadelnde Bemerkung von M. Schanz, *Gesch. d. röm. Litt.* II 1, 1911, 138, 1, in der letzten Auflage gestrichen, und so macht sich auch sonst neuerdings die Neigung geltend, dem Gedicht doch eine gewisse Einheitlichkeit zu bewahren. Aber der Versuch von G. Klamp, *Phil. Woch.* 1932, 268 ff., ist bloß eine scheinbare Rettung, denn er konstituiert in Wirklichkeit genau wie Gercke zwei Leitmotive, *invidia* und *avaritia*, und sucht dafür nur einen vagen Überbegriff in der menschlichen *stultitia*; nicht viel anders Hanslik a. O., nach dem dieses selbe Hauptthema dem Horaz gestattetete, von der Torheit der Menge, die sich in *Mempsimoirie* (und V. 31—40 sowie 108 ff. auch in *invidia*) äußert, zur Torheit der *avari* im besonderen überzugehen. Etwas spezifizierter stellt sich das die beiden Themata der Unzufriedenheit und der Habsucht einende Band nach K. Witte, *Der Satirendichter Horaz*, Erlangen 1923, 19 ff. (*Gesch. d. röm. Dichtung* II 1, Erl. 1931, 57 ff.), in dem „nie enden wollenden und darum so törichten Streben der Menschen“ dar. Noch näher scheint es zu liegen, die Unzufriedenheit selber mit H. Fritzsche, G. Krüger, C. Bardt, *Th. Birt, Phil.* LXXVI 1920, 131, zum Generalnenner zu machen, und so hat auch J. Martin, *Würzb. Jahrb.* II 1947, 152 ff., mit Hilfe von Gesichtspunkten zahlenmäßiger Symmetrie im Gedichtaufbau den Fall des *avarus* nur als besonderes Exempel der menschlichen Unzufriedenheit gelten lassen wollen. Aber selbst dann bleibt der Totalbegriff noch immer so vieldeutig, daß Radermacher 148, 1 fragen durfte, ob es sich nicht doch um zwei verschiedene Arten von Unzufriedenheit in den beiden Partien handle. Nennt man gar mit J. G. Ek, *In Satiras Horatii commentarii* I 1, Lund 1847 (ebenso O. Jacobi, *In Satiras Horatianas Adversaria*, Lund 1867, 4 f.), und schon Chr. M. Wieland, *Übersetzung, Neue Ausg.*, Leipz. 1819 (*Ges. Schriften* II, *Übersetzungen* Bd. IV, hrsg. v. P. Stachel, Berl. 1913, 395 ff.), die gemeinsame Untugend mit dem von *Porphyrio* zu V. 1 gebrauchten Ausdruck *inconstantia*, die das Widersprechende zugleich will, so wird damit das Bild des *avarus* im zweiten Teil höchstens am Rande getroffen, und auch der Neid, den J. B. Ahlemeyer, *De argumento et ratione viaque primae Horatii satirae*, Progr. Paderb. 1834/5, und N. Wecklein, *SB Münch.* 1894, 389 f., als Grundmotiv ansahen, ergibt nach U. Knoches richtigem Aus-

druck (Die römische Satire, Berl. 1949, 49 f.) nur ein „Scharnier“, das die zwei Hauptgedanken miteinander verbindet, ohne sie zu einer Einheit zu machen. Einen wirklich organischen Zusammenhang stellte F. Teichmüller, Rhein. Mus. LVIII 1903, 436 ff. (vorher Quaestiones Horatianae, Progr. Gnesen 1865, 3 ff.), her, indem er die Störung des Lebensglücks durch die *invidia* und sodann die *avaritia* beide als Wirkungen der *Mempsimoirie*¹ verstehen wollte — sehr scharfsinnig, aber doch viel zu spinös und gewaltsam. Seine Ausführungen machen besonders deutlich, was diese Verteidiger der Einheit genau so stört wie diejenigen, die die Einheit leugnen: man will in den Klageführenden des Anfangs keine *avari* sehen. Schon *Torrentius* faßte daher dies Wort in weitem Sinne, und G. Krüger schärft angelegentlich ein, jene Unzufriedenen seien nur in übertragenem Sinne als *avari* zu verstehen, insofern sie nicht von eigentlicher Habsucht oder Geiz, sondern von heißem Verlangen nach einer andern *sors* erfüllt seien; wo liegt nun aber der Unterschied zwischen diesem heißen Verlangen und der wirklichen *avaritia*, wenn *sors*, wie Krüger im selben Atemzug versichert, „Stand oder Besitz“ bedeutet?

Solange man sich sträubt, das Gedicht einzig und allein vom Gesichtspunkt der *avaritia* her zu betrachten, ist es verlorene Liebesmüh, nach einem durchgehenden Faden zu suchen; es erscheint also nicht überflüssig, noch einmal unter die Lupe zu nehmen, was diesem Zugeständnis im Wege stehen könnte. Wir wollen dabei auf die Attraktion einer neuen Gesamtdeutung der Satire verzichten und zufrieden sein, wenn die alte weiter ihre Dienste tut, aber ich hoffe, daß der kurze Gang doch im einzelnen lohnend sein wird. Von E. Howalds Standpunkt aus, der die neoterische und augusteische Dichtung mit der *poésie pure* des 19. Jhdts. vergleicht und ihr damit die Geschlossenheit des Inhalts abspricht (Das Wesen der lateinischen Dichtung, Erlenbach-Zür. 1948), wäre unser Unternehmen freilich von vornherein aussichtslos, wenn er nicht gerade die Satiren und Episteln bloß mit Beschränkung den Gesetzen der absoluten Dichtung unterworfen hätte (vgl. H.

1) In seinem verfehlten Buche „Das Nichthorazische in der Horazüberlieferung“, Berl. 1911, 92 ff., setzte Teichmüller anstelle der *Mempsimoirie* „den Hang der Menschen, das Ihrige nicht nach seiner eigenen Beschaffenheit und nach dem Maße, in dem es ihrem Bedürfnis entspricht, sondern nach seinem Verhältnis zu dem, was andere haben, zu bewerten.“

Haffter, Neue Zürcher Ztg. 13. Mai 1950 Nr. 1003). Ich meine, wir dürfen keine systematische Beweisführung von der assoziativen Art des sermo fordern, brauchen aber nicht auf die Erwartung zu verzichten, die Gedanken in einem Brennpunkt gesammelt zu finden.

Das Wesentliche über die Verbindung der beiden Partien des Gedichts hat Heinze zu V. 28 ff. im Sinne der älteren Erklärer² treffend gesagt. Entscheidend ist, daß die Unzufriedenen den heißersehnten Berufstausch nicht eingehen wollen, als ihnen die Gelegenheit dazu gegeben ist; dies Motiv klingt auch sat. II 7, 22 ff. an, und epist. I 7 sehen wir sogar, wie Volteius nach einem mißglückten Experiment wieder in sein altes Leben zurückzukehren sucht. *Selbst carm. I 1*, wo im übrigen die Akzente anders liegen, sagt der Dichter wieder vom Kaufmann, der sich diesmal jedoch vom Bauern darin unterscheidet: *luctantem Icaris fluctibus Africum mercator metuens otium et oppidi laudat rura sui: mox reficit rates quassas indocilis pauperiem pati* (V. 15 ff.; vgl. Eur. fr. 793 N.)³). Terenzens Phaedria hat recht: *ita plerique ingenio sumus omnes, nostri nosmet paenitet* (Phorm. 172; vgl. Cic. fam. VI 1,1), aber Horaz lehrt uns darüber hinaus, daß der Mensch in einer neuen Lebenslage nicht zufriedener, sondern eher noch unzufriedener sein würde als in der alten. Ist dies nun mit Martin (vgl. Weissenfels, s. Röhl XXXVIII 1912, 137. Knapp, *Transact. a.O.*) schon als Antwort auf die Eingangsfrage zu nehmen? Sie käme hier überraschend schnell und ließe keine Spannung auf das Folgende, geriete dann aber so gut wie völlig in Vergessenheit, da man höchstens in V. 63 f.

2) Wolf, W. Wachsmuth (*Athenaeum* I 2, Halle 1817, 305 ff.), F. W. Graser (*Specimen adversariorum in sermones Platonis*, Leipz. 1828, vgl. G. Hermann, Leipz. Lit.-Ztg. 1828, 2001 f.), Döderlein, C. Kirchner (Ausg. Bd. I, Leipzig 1855, 2. 7. 21), H. Düntzer (Kritik und Erklärung der horazischen Gedichte II, Braunschweig 1841, 220 ff. 467. V 1846, 215 ff.), W. E. Weber (Des Horatius Satiren übersetzt und erklärt, Stuttg. 1852, 1 ff.), M. Haupt (Chr. Belger, M. Haupt, Berl. 1879, 263 ff.), J. Liepert (Beiträge zu Horaz, Progr. Straubing 1884/5, 8 ff.), A. Kiessling; vgl. weiter N. Wecklein (SB Münch. 1894, 389 f.), O. Henke (s. Röhl 1899, 50), Ch. Knapp (*Transact. Proceed. Amer. Phil. Assoc.* XLV 1914, 91 ff.), W. Wili (Horaz und die augusteische Kultur, Basel 1948, 87 ff.). Den entgegengesetzten Standpunkt vertritt auch W. S. Teuffel, *Neue Jahrb.* XXXII 1841, 343 ff., in seiner Besprechung von K. Reisigs Vorlesungen über die Satire (hrsg. von E. F. Eberhard, Kob. 1840).

3) Wegen dieser Übereinstimmung rückt Radermacher das Mantelstück der Satire in zeitliche Nähe zu der Ode.

noch einen Bezug auf das *no*lunt unserer Szene entdecken könnte. Dazu würde sie sachlich nicht befriedigen, da der Umstand, daß die Betroffenen das Glück durch einen Tausch zu erlangen ablehnen, ihre Unzufriedenheit gar nicht erklärt, sondern im Gegenteil noch erklärungsbedürftiger macht; wir befinden uns bislang eben noch nicht im Felde der Argumentation, sondern in dem der Feststellung der Fakta. Der Dichter kann sich aber nicht mit der bloßen Konstatation begnügen, mag sie noch so dramatische Gestalt annehmen, er muß vielmehr zeigen, woran die Unzufriedenheit liegt und wie man ihr entgeht; in dieser Erwartung verfolgt der Leser den weiteren Gedankengang.

Wie erklärt sich also das sonderbare Benehmen der Leute, die ihren Lebensberuf beklagen und ihn dann doch nicht mit einem andern vertauschen wollen? Teichmüller 450 f. (vgl. Witte 20) meint, daß sich der Reiz des Fremden in dem Momente verliere, wo es das Eigene werde; wir könnten auch sagen, daß man das Eigene erst schätzt, wenn man es einbüßen soll. Dies Gefühl ist im entscheidenden Augenblick so mächtig, daß Horaz berechtigt war, seine Leute gar nicht erst gleich dem Volteius die Probe machen, sondern sofort von ihrem unsinnigen Wunsch zurücktreten zu lassen. In dem Roman von Alba de Céspedes, *Nessuno torna indietro* (Der Ruf ans andere Ufer, übers. von H. Floerke, Köln 1947, 434), wird jemandem, der noch die feste Richtung in sich vermißt, zum Troste gesagt: „So geht es allen, glaube mir. Niemand ist mit seinem Leben zufrieden, in Gedanken suchen wir immer ein besseres, und doch würden wir aus dem, welches wir führen, nicht heraus wollen, denn ohne unser Wissen hat es auf unser Wesen Einfluß.“ So ist es deutlich, daß an der Unzufriedenheit nicht die Tätigkeit als solche schuld ist, sondern die Art, wie man sie betreibt. Der Stachel des Ungenügens verleidet dem Menschen den Beruf, mag er ihm durch irgendwelche Umstände zugefallen, mag er selbstgewählt sein; in der Alternative von V. 2 kommt es auf das erste Glied ebenso wie auf das zweite an, wie schon der Vergleich mit Ps.-Plat. Ax. 368 A zeigt. „Warum quält sich denn jeder so ab, daß ihm seine Arbeit zur Last wird? Angeblich aus Vorsorge fürs Alter; in Wahrheit aus Habsucht, die keinem andern größeren Reichtum gönnt“ (Heinze). Daß Horaz wirklich die *Philargyria* als das treibende Moment ansieht, das niemand zur Ruhe gelangen und keine Zufriedenheit aufkommen läßt, darf man umso zuversichtlicher

behaupten, als er selber diese Motivation noch in der eben zitierten Ode V. 18 in den Worten „indocilis pauperiem pati“ durchblicken läßt. Es ist also keine Verschiebung des Themas, wenn er von der Mempsimoirie zur avaritia übergeht. Wollte man mit Cartault 78 ff. einwenden, daß der Soldat den Bauern beneide, weil sein Beruf weniger anstrengend, nicht aber weil er einträglicher sei, so würde man die Sicht dieses Mannes für maßgebend erachten und dem Dichter verwehren, tiefer zu blicken. Die Einrede, daß Horaz von vorneherein hätte sagen müssen, daß hinter der Mempsimoirie die avaritia stehe (Roehl XXV 1899, 50, vgl. XXVII 1901, 87. XXXI 1905, 59), kann man erst recht nicht gelten lassen, da er den Leser diese Erkenntnis langsam gewinnen lassen wollte. Mit V. 23 bahnt er sich den Weg zur tieferen Betrachtung des Problems und damit zur Beantwortung der Eingangsfrage. Die Ankündigung des Übergangs vom Heitern zum Ernstern führt keinen Themawechsel herbei, sondern bereitet darauf vor, daß nun die Moral aus der Geschichte gezogen werden soll. Die laxe Anknüpfung durch praeterea in der Art des Lucrez (Ad. Weingaertner, Diss. Hal. II 1876, 39 f.) paßt dabei aufs beste zum Satirenstil.

Nun meint Heinze freilich, daß die Schilderung der Mempsimoirie in V. 1—22 das Motiv der Habsucht „im Grunde“ ausschloß; hier klingt das Urteil der vielen Gelehrten nach, denen die beiden Parteien so weit auseinanderzuklaffen schienen, daß sie zwei ganz verschiedene Themata fanden. Einige von ihnen haben diese vermeintliche Kontamination irgendwie erklärlich zu machen gesucht. Blank ist der Ansicht, daß Horaz aus satirischem Bedürfnis und in der Erinnerung an eigene nun überwundene Stimmungen Mempsimoirie und Pleonexie zusammengestellt habe, zwei Gründe, von denen der erste gar nichts sagt, der andere aber doch eigentlich eine innere Verwandtschaft der beiden Erscheinungen voraussetzt. Roehls Hinweis auf die Jugendlichkeit des Dichters (XXX 1904, 57 f.) ist dagegen nur eine Entschuldigung einer nicht weggeleugneten Unvollkommenheit, und die schon oben berührte Hypothese einer späteren Andichtung der Eingangs- und Schlußpartie ist auch nicht viel mehr. Heazines Erklärung aus einer Quellenkontamination (o. S. 2)⁴⁾ bedeutet

4) Auch Cartault 331 f. und E. Englmaier, Was ist in des Horaz' Satiren und Episteln auf griechischen Einfluß zurückzuführen? Diss. Erl. 1913, 78 ff., nehmen mit Heinze zwei Traktate (bzw. „Diatriben“) als

ebenfalls nicht gerade ein Kompliment für Horazens gestaltende Kraft. An diesem Punkte müssen wir nun aber noch etwas verweilen, um festeren Boden für ein eigenes Urteil zu gewinnen.

Für das Grundmotiv des ersten Teils können wir ja in der Tat eine Quelle nachweisen (R. Helm, Lukian und Menipp, Leipz./Berl. 1906, 51. 251 f.). Die Hauptinstanz ist die Stelle aus dem Anfang der 15. (21.) Rede des Maximus von Tyros, die schon Wolf 1003, dann O. Crusius, Rhein. Mus. XLIII 1888, 465, Kiessling, Heinze, Hobein, Fiske, Helm, W. Kroll, Hanslik u. a. auf einen auch von Horaz benutzten griechischen Autor zurückgeführt haben. Allerdings hatten J. Davies und J. J. Reiske unmittelbare Abhängigkeit des Sophisten von dem Römer vermutet, und Spätere wie Heinrich, Eichstaedt, Hofman-Peerlkamp, Kirchner, Weber, Gercke 42 ff., Lejay 7 f. (vgl. XXVIII ff.) und andere sind auf diese Eventualität zurückgekommen. Aber selbst wenn man Maximus ausschalten könnte, bleibt doch mit andern, wenn auch weniger ausgeprägten griechischen Belegen zu rechnen. Denn es ist natürlich ein traditioneller Topos, daß niemand mit seinem Berufe zufrieden ist, wie es Ps.-Plat. Ax. 368 A ff. ausführt, und der neidvolle Seitenblick auf die Situation des andern gesellte sich leicht genug dazu, wie z. B. bei Hippokr. epist. 17, besonders p. 370 L., und in dem von J. Geffcken, Herm. LXII 1927, 22 f., 2, zitierten Passus des Ioann. Chrys. in II. Tim. hom. 1, 3 (Migne 62, 605). Andererseits ist das Motiv der Wahl des Lebensloses mit dem göttlichen Auftreten nachweislich alt und geht über Plat. rep. X p. 617 D ff. letztlich auf das Märchen (Radermacher, Wien. Stud. XLVII 1929, 79 ff.) oder die Tierfabel (O. Weinreich, ebd. XLVIII 1930, 198 ff.) oder wohl beide zurück⁵⁾. Die Verbindung dieser Motive und ihre weitere Ausgestaltung zu einem geregelten Berufsaustausch samt Schauspielvergleich wird man also schwerlich dem Horaz zuschreiben können, sondern nur einem Griechen, der diese verstreuten

Quellen an, einen über Memsimoirie und einen über Philoplutie. Zu Fiske s. A. 9.

5) Konstantinos Manasses Erot. II S. 564 H. (O. Crusius, Rhein. Mus. XLIII 1888, 464 f.) schöpft aus Herodot VII 152 (A. Brinkmann, Rhein. Mus. LXIV 1909, 637 ff.). Crusius u. a. erinnern an Ad. v. Chamisso's „Kreuzschau“. Vgl. noch Sol. bei Val. Max. VII 2 ext. 2. Chorik. or. 8 (7), 43 p. 21 B. C. Weyman, Bayer. Blätt. f. d. Gymn. LXIII 1927, 167.

Fäden leichter aufzugreifen vermochte. Von den vier Berufen, deren Vertreter Horaz ins Spiel bringt, finden sich drei ohne weiteres in den hellenischen Parallelen wieder (Belege s. Fea zu V. 29. Weyman 166. Radermacher, Almanach Akad. Wiss. Wien 1918, 481 f.); der vierte allerdings, der *iusconsultus*, ist typisch römisch, aber eben deshalb für Horaz noch so wenig fest, daß er ihn nachher mit dem *caupo* vertauscht. Ein Grieche mußte an Stelle des Rechtsgelehrten jemand anders nennen: da ist nun, wie Gercke richtig sah, nicht etwa an die *δικαζόμενοι* bei Lukian Char. 15. Ikar. 12 (vgl. 16) zu denken, die ja nur Prozessierende sind wie Horazens *rusticus*, sondern an den Politiker, der von Ps.-Plat. Ax. 368 CD und auch von Ioannes Chrysostomos genannt wird (vgl. auch Teles p. 42, 11 H.²); auch bei Maximus erscheinen *οἱ ἀπὸ τῶν ἐκκλησιῶν καὶ τῶν δικαστηρίων*, und das kann doch ebensowenig als genauer Reflex des horazischen *Passus* gelten, wie sein *εἰρηνικός* dem *mercator* die Wage hält. Gercke (vgl. Helm 251) brauchte also der griechischen Quelle nicht den vierten Gegner und damit die dramatische Zuspitzung abzuerkennen, aber wir werden auch dem lateinischen Dichter einige Selbständigkeit zutrauen und ihm etwa die sehr lebendig wirkende Spezialisierung der Mehrzahl der Unzufriedenheitsausbrüche auf Einzelsituationen des Berufslebens gutschreiben⁶).

Für die nähere Bestimmung des griechischen Autors haben wir die Wahl zwischen Menipp, mit dem Kiessling rechnete, und Bion, den Heinze, Helm, Radermacher, Englmaier, Hanslik, Norberg u. a. vorgezogen haben⁷). Auf Menipp führt Wein-

6) Vgl. Hanslik 109 ff. Martin 156. Durch die gescheite Konjekture Jean Bouhiers ‚*gravis armis*‘ V. 4 wird, worauf Wolf besonderen Wert legte, auch beim Soldaten ein Augenblickszustand hergestellt, wenigstens wenn man labor auf vorübergehende Schanzarbeit deutet, doch ist gegen diese Auffassung schon längst iam eingewandt, das trotz E. L. Trompheller, Dritter Beitrag zur Würdigung der horazischen Dichtweise, Progr. Coburg 1862, 8 f., auf eine dauernde Erschöpfung der Körperkräfte hinweist. Vgl. u. S. 21, 25. Über das Marschgepäck s. A. R. Neumann, Class. Phil. XLIII 1948, 168 ff.

7) J. Geffcken, Kynika, Heidelb. 1909, 8 f. (vgl. Neue Jahrb. 1911, 407), führt Horaz auf Bion, den schärferen Lukian Char. 14 f. und Hippokr. epist. 17, 40 auf Menipp zurück. H. Fritzsche, Ausgabe d. Sat. I 1875, S. 28 ff. (vgl. M. Hertz, Ind. lect. Vrat. aest. 1879, 7), schließt aus Lukianparallelen, daß Horaz in den Satiren neben Bion sehr wahrscheinlich den Menipp benutzt habe, hält aber aus unserer Satire nur die Parallele zu dem Tantalusparadigma V. 71 (dagegen E. Rowe, Quaeritur quo iure Horatius in satiris Menippum imitatus esse dicatur, Diss. Halle 1888, 29 f.) für bedeutsam. Weissenfels 70 f. vermutet eine attische Ko-

reich, Zeitschr. f. Kirchengesch. LXI 1942, 39 f., Jupiters buccas inflare zurück, das er nach Analogie von Lukian Ikar. 23 ff. erklärt (vgl. Genethliakon W. Schmid, Stuttg. 1929, 366 ff.). Für Bion würde sprechen, daß er es liebte, sich auf Schauspiel und Schauspieler zu beziehen (Teles p. 3. 5. 16. 52 H.², s. Hense XLVI f. LVIII, 1. CVII ff. H. Kroeger, De Ciceronis in 'Catone Maiore' auctoribus, Diss. Rostock 1912, 42. 52. Radermacher 86, 8), vor allem aber der Umstand, daß wir seinen Spuren auch im zweiten Teile der Satire begegnen. Von ihm stammt nämlich mutmaßlich die Redensart 'tanti quantum habebas sis' V. 62, ein Abkömmling des alten Spruches „Geld, Geld ist der Mann“, wahrscheinlich auch die Tantalosallegorie V. 68 ff. (vgl. Weyman 168 f.), und sicher V. 119 der Vergleich des Lebens mit einem Gastmahl, das man zufrieden verlassen soll, wenn es Zeit ist, zu schweigen von manch andern Topoi populärer Philosophie, die man konsequenterweise demselben Urheber zuschreiben könnte⁸). Nun hatte Horaz freilich auch nähere Vorbilder, und zwar für jenen Grundsatz bei Lucil. 1120, für das mythische Paradeigma allenfalls bei demselben 140 f. (s. aber Fiske 200 f. 238. 310 f.) und für den Vergleich bei Lucrez III 938. 960, und so hat Lejay den Rückgriff auf Bion daraufhin ausgeschlossen, aber wie stark auch in der zweiten Partie der Satire griechisches Gut benutzt ist, zeigt das kynische Fragment bei Stob. IV 31, 84, das geradezu Horazens Disposition hat, und Plutarchs Schrift über die Philoplutie, in der Heinze, Diss. S. 18 f., nicht zu Unrecht color Bionis spürbar fand; diese beiden mit Lejay von dem römischen Dichter abhängen zu lassen, kann man sich auch durch die heutige Mode, den späteren Griechen eine umfangliche Kenntnis lateinischer Literatur zuzutrauen (vgl. V. Reichmann, Phil. Suppl. XXXIV 3, 1943, 1 ff.), nicht ermutigt fühlen.

Geht die Benutzung Bions nun aber durch die zwei Teile der Satire hindurch, so könnte man auf die Vermutung kom-

mödie als Quelle, Cartault 168 einen Apolog oder Mimus (vgl. Knapp, Transact. 93, 4).

8) Vgl. A. Oltramare, Les origines de la diatribe romaine, Lausanne 1926, 138 ff., der diese Topoi unserer Satire — la plus diatribique de toutes — direkt aus der „Diatriben“, und zwar vornehmlich aus Bion, herleitet. Fiskes Parallelenmaterial (221 ff.) ist von unterschiedlichem Wert; er führt S. 193. 230 f. mit Hilfe von fr. 564 ohne Gewähr auch die Tauschszene auf Lucilius zurück (ebenso K. Strauberg, Horaz, Riga 1931, 247, 249); vgl. A. 9.

men, daß bereits von ihm Mempsimoirie und Philargyrie miteinander verbunden waren. Schon Heinze, Diss. 21 f., hielt das für möglich, und selbst Gercke 49 (vgl. jedoch 41 f.) wollte es zugeben, obwohl es doch nicht gerade im Interesse seiner Hauptthese war; Geffcken, Neue Jahrb. 1911, 407, und später Fiske (vgl. Anm. 9) haben sich gänzlich dafür entschieden. Tatsächlich warnt Bions Gefolgsmann Teles nicht nur p. 10 H.² im Rahmen eines Enkomions der Bedürfnislosigkeit vor der Unzufriedenheit, die immer das sucht, was der eigenen Lage nicht entspricht (vgl. auch p. 50, 15 ff.), sondern bringt p. 42 f. in der Diatribe über Armut und Reichtum die törichtesten Wünsche, deren Erfüllung die gegenteiligen Wünsche erzeugt, in Zusammenhang mit der *ἀνελευθερία*, die vom Reichtum keinen Gebrauch macht, und führt sie auf das Gefühl der *ἔνδεια* zurück, das durch kein Geld gesättigt werden kann. Daß dieser Passus hier nicht angebracht sei, merkt O. Hense an, ohne sich an unsere Satire zu erinnern; ich meinesteils sehe nicht, was dagegen sprechen könnte, daß Teles ebenso wie Horaz die Beziehung der Mempsimoirie auf Geiz und Erwerbsgier von Bion übernommen hat, ja, ich sehe nicht, wie man sich einem solchen Schlusse überhaupt entziehen könnte. Dazu kommt, daß auch in der Predigt, die Hippokr. epist. 17 dem Demokrit in den Mund legt, die Philoplutie als Motiv der menschlichen Wechselsucht eine große Rolle spielt; wie weit das geht, sieht man, wenn kurz nach dem Satz, der den Berufsneid geißelt, der Philargyria die Schuld an der Unbeständigkeit gegeben wird, mit der man abreißt und wieder aufbaut, schenkt und es bereut, vom Freunde zum Feind wird. Auch Maximus von Tyros läßt an der behandelten Stelle das Motiv der Pleonexie anklingen (vgl. H. Hobein, De Maximo Tyrio, Diss. Gött. 1895, 89), und ebenso ist sonst unter den Begierden, die zur inconstantia treiben, nicht zuletzt die avaritia vorzusetzen (s. besonders Varr. sat. Men. 78. Sen. tranq. an. 2, 6 ff. Plut. mor. 466 BC, vgl. 470 BC. 472 C ff. Lukian. Kyn. 17). Besonders gravierend ist eine zuerst von Usener hervorgezogene Gnome (Gnom. Democrit. Epict. Isocr. ed. C. Wachsmuth, Studien zu den griech. Florilegien, Berl. 1882, S. 200 Nr. 207, vgl. A. Elter, Gnomica homocomata, Progr. Bonn 1900/4, 47 ff. 179 ff.), die gerade den drei aus unserer Satire bekannten Berufstypen Habgier als Beweggrund unterschiebt, was Teichmüller 441 vergeblich abzuschwächen sucht. Zwar glaubt Gercke 46 f. 49 auch jetzt wieder die Nach-

wirkung Horazens zu spüren, aber es steht dagegen, daß hier den Mühen des Bauern und den Gefahren des Seemannes beim Soldaten die stete Bereitschaft, zu töten und getötet zu werden, entspricht, daß also das Motiv, das bei dem Römer den Kriegsdienst empfiehlt, in der Sentenz entschieden im Gegensinne verwandt ist (Heinze, Diss. 17, 2) und im Zusammenhang damit καθ' ὄραν nicht soviel wie horae momento, „im entscheidenden Augenblick“, sondern „stündlich“ bedeutet. Es ist also so gut wie sicher, daß schon Bion die menschliche Unzufriedenheit von der Erwerbsgier bestimmt glaubte; wenn dem aber so ist, dürfen wir Horaz direkt von ihm abhängig denken und sind nicht darauf angewiesen, Lucilius als Vermittler in Anspruch zu nehmen⁹⁾. Daneben bleibt für die Annahme irgendwelcher Einwirkung Menipps immer noch genügend Raum.

Es wird dem Bion sicherlich ebenso wie dem Teles nicht zum wenigsten daran gelegen gewesen sein, der Habgier die Ethik der Bedürfnislosigkeit entgegenzustellen. Auch Horaz hat ja einen solchen Zusammenhang präsent, wenn er V. 49 f. von der Forderung ausgeht, sich innerhalb der Grenzen der Natur zu halten, aber er wendet sich damit eigentlich an die verkehrte Adresse, soweit er den avarus gerade mit den Zügen des äußersten Geizes ausstattet: von einem solchen Manne ist ja, wie Krüger richtig bemerkte, ohnedies nichts anderes zu erwarten, als daß er sich auf das ganz Unentbehrliche beschränken werde, und höchstens das zu fürchten, daß ihm das Existenzminimum V. 74 noch übertrieben dünken könnte. Die eigentliche Intention der Satire geht ja nicht auf die Einhaltung einer oberen Grenze des Verbrauchs, sondern es kommt dem Dichter darauf an, daß das Erwerbsstreben nicht seinen Sinn verlieren darf, indem das Erworbene nutzlos bleibt: es heißt, die Früchte der Arbeit auch zu genießen, und dabei bleibt es unverwehrt, über das unbedingt Notwendige hinauszugehen. In dieser Anschauung trifft Horaz nun aber auch

9) Auch Fiske 187 f. 192 ff. 219 ff. findet beide Themen bei Bion vereinigt, aber er meint, daß vor Horaz schon Lucilius dem gefolgt sei, und zwar neben Buch 18 besonders in Buch 19, das bereits im großen und ganzen den Tenor der horazischen Satire einschließlich der dramatischen Tauschszene (vgl. A. 8) vorgebildet haben soll. Diese Rekonstruktion des ganzen Buches ist aber ebenso zweifelhaft wie die Deutung mancher einzelnen Fragmente (vgl. A. L. Wheeler, Amer. Journ. Phil. XLIII 1922, 83 ff.): ein so enger Anschluß wäre ja doch auch von den Alten notiert worden!

wieder mit Bion (und übrigens ebenfalls mit Menipp) überein, denn der Borysthenite hatte als Theodoreer (O. Hense, *Teletis reliquiae*², Tüb. 1909, XLIII f. LXXIV ff.) den kynischen Rigorismus insofern gemildert, als er empfahl, sich der Lage anzupassen, der schlechten, aber auch der guten. Man soll, so meinte er, vom Reichtum nicht nur die Plage, sondern auch den Vorteil haben (p. 33 ff. H. D. L. IV 50); die innere *ἐνδεΐα*, die im Charakter begründet ist, steht dem Glücke und dem Genusse des Lebens im Wege (R. Heinze, *Rhein. Mus.* XLV 1890, 515).

Dieses Motiv beruht auf ganz alter Tradition¹⁰). Es spricht für die Durchschlagskraft der jetzt besonders von Wilh. Schmid gewürdigten, in ihrer Nachwirkung noch gar nicht abzuschätzenden Ethik Demokrits, daß er zuerst einen prägnanten Ausdruck für die Relativität des bisher so einseitig gerühmten Besitzes gefunden hat. Er sagt *πενίη πλοῦτος δνόματα ἐνδεΐης καὶ κόρου· οὔτε οὖν πλούσιος ὁ ἐνδέων οὔτε πένης ὁ μὴ ἐνδέων* (fr. 283, vgl. 191. 219. 284 D.-Kr.): es liegt an den Bedürfnissen und nicht an den Mitteln, ob man arm oder reich ist. Diese Auffassung hat auch Platon *leg.* V 736 E und vor ihm schon Sokrates wenigstens in den Augen Xenophons vertreten (*Mem.* IV 2, 37 ff. *Oik.* 2, 2, vgl. *Hier.* 4, 8), und sie ist weiterhin zu Antisthenes (bei *Xen. symp.* 4, 34 ff., vgl. *Diog.* bei *Stob.* III 10, 62), zu Epikur *fr.* 135. 202 (vgl. 471. 476. *epist. Men.* 130) und zu den Stoikern (Kleanth. *fr.* 617 I 137, 16 f. v. Arn. bei *Stob.* IV 31, 124; vgl. *David proleg.* 6 p. 17, 27 f. Busse) übergegangen und klingt seitdem in vielen Variationen (*Sotad.* fr. 9, 4 ff. D. *Lucr.* V 1118 f. *Cic. parad.* 42 ff. *rep.* I 27 ff. *Val. Max.* IV 3, 6. 4 pr. *Manil.* IV 6. *Curt.* VII 8, 20. *Sen. epist.* 2, 6. 108, 11. 110, 18 ff. 119. *ben.* VII 10, 6. *const.* 13, 3. *tranq. an.* 9, 1 f. *Helv.* 10 f. *Herc. fur.* 168. *Muson.* fr. 34 H. *Epict.* III 9, 16. *Apul. apol.* 20. *Galen π. ψυχ. παθ.* 50 *Scripta min.* I 39. *Cen-*

10) Vgl. J. Seidel, *Vestigia diatribae, qualia reperiuntur in aliquot Plutarchi scriptis moralibus*, Diss. Bresl. 1906, 45 ff. G.A. Gerhard, *Phoinix von Kolophon*, Leipz.-Berl. 1909. A. Dirking, *Basilii de divitiis et paupertate sententiae*, Diss. Münst. 1911. J. Hemelrijk, *Πενία εν πλοῦτος*, Diss. Utr. 1925. J. J. van Manen, *Πενία εν πλοῦτος in de periode na Alexander*, Diss. Utr. 1931. Mehrere Belege verdanke ich meinen Schülern R. Mehrlein und H.-M. Werhahn. Daß Horaz noch unmittelbar Demokrit benutzt hätte, kann R. Hirzel, *Herm.* XIV 1879, 399 f., nicht zugegeben werden.

sorin. 1, 4. Ps.-Diog. epist. 33, 3. Euseb. bei Stob. III 10, 35. Ps.-Auson. sept. sap. sent. 1, 3 p. 406 P. Claudian in Rufin. I 200. Dracont. laud. Dei III 44 ff. Gnom. Dem.-Isocr.-Epict. Nr. 190 f. 205 S. 197. 200 W. Gnom. ed. E. Kalinka, Wien. Stud. LXI/II 1943/7, 124, 24 f.) und noch bei Kirchenvätern nach, so Klem. Alex. paed. II 3, 39, 4. III 2, 10, 2. strom. VII 3, 18, 2. Min. Fel. 36, 4 f. Cyrill. Hieros. catech. 5, 2 (p. 136 R.). Basil. ad adulesc. 9 (p. 58 Boulenger). hom. in div. 5 (Migne 31, 292). Greg. Naz. or. 26, 11 (35, 1244). poem. I 2, 8 v. 83 (37, 655). I 2, 10 v. 485 ff. (37, 715). I 2, 28 v. 185 (37, 870). Ioann. Chrys. Laz. 2, 1 (48, 982). in I. Kor. hom. 14, 5 (61, 120 ff.). 23, 5 (61, 197 f.). 39, 7 f. (61, 343 f.). in Matth. 63 (64), 2 f. (57/58, 605 ff.). 80 (81), 3 f. (57/58, 728 ff.). Augustin. civ. dei VII 12. Horaz selber hat sich *carum*. III 16 und *epist.* I 12 in diesem Sinne geäußert. Die Begierde nach dem Fehlenden benimmt dem Menschen den Genuß des Vorhandenen: auch das hat bereits Demokrit formuliert (fr. 202, vgl. 200. 201. 227), und mancher hat es ihm nachgesprochen (vgl. Ed. Norden, *Jahrb. f. klass. Phil. Suppl.* XVIII 1892, 306 ff.). So geht durch die Literatur verschiedenster Prägung die Klage über die ungenützten Schätze, in die Horaz auch *carum*. II 2 und *sat.* II 3, 104 ff. 166 f. einstimmt, und immer wieder ertönt die Mahnung, den Besitz auch zu gebrauchen, sei es für andere, sei es für sich selber. Einige Belege auch hierfür: Pind. *Nem.* 1, 31 f. *Antiph.* fr. 126. 128 Bl. (53. 54 D.-Kr.). Ps.-Isokr. *Dem.* 27 f. Menand. fr. 624 K. Theokr. *id.* 16, 22 ff. Cato fr. p. 72 f. Jord. *Publ. Syr.* 236. 628. Nikol. *Dam.* fr. 138 Jac. *Phil. spec. leg.* I 23. Sen. *dial.* V 5, 4. 33, 4. *epist.* 14, 17 f. *rem. fort.* 10, 3. Ps.-Phokyl. 109 ff. Dion Chrys. 4, 100. 17, 18. 30, 34. Plut. *mor.* 78 F. 465 AB. 524 E ff. Lukian. *Gall.* 29. Tim. 14 ff. Max. Tyr. 15, 5 extr. Philostr. *vit. Apoll.'Tyan.* V 36 p. 196, 16 ff. K. Anon. bei Stob. IV 31, 84 p. 762, 9 f. H. Iamblich. *protr.* 5 p. 25, 6 ff. P. Aristonym. bei Stob. III 10, 51 (Gnom. hom. 2 Elter. Plut. fr. inc. 23 p. 154 Bern.). Cato *Dist.* 4, 16 (vgl. Maximian. I 181 ff. M. Boas, *Phil.* LXXIV 1917, 318 f.). Paroem. (Apost. VIII 44. Greg. Kypr. II 61, s. Com. *adesp.* fr. 719 III 535 K.). Aisop. *fab.* 345 Ch. Basil. *ad adulesc.* 9 (p. 57 ff. B.). hom. in div. 3. 5 (Migne 31, 285. 293). Greg. Naz. poem. I 2, 8 v. 137 f. (37, 659). Ioann. Chrys. in Matth. hom. 83 (84), 2 f. (57/8, 748 ff.). in Ioann. hom. 65 (64), 3 (59, 364). in I. Kor. hom. 14, 5 (61, 119 ff.). 22, 5 (61,

187). in I. Tim. hom. 18, 2 (62, 600). sanct. mart. 4 (49/50, 653 f.). in inscr. alt. 2 (51/2, 69)¹¹⁾.

Man verlangt, daß die κτήματα auch χρήματα seien (Gerhard 113 f.) — quo mihi fortunam, si non conceditur uti (epist. I 5, 12)? Es wird als sinnlos empfunden, immer nach Erwerb zu jagen und sich um die Früchte des Erwerbs zu betrügen oder für das Leben zu sorgen und es darüber zu versäumen (Antiph. fr. 127 Bl. 53a D. Metrod. fr. 53 Körte u. a. Lucr. III 957 ff. und dazu Heinze, vgl. III 1082 ff. Manil. IV 1 ff. Dion Chrys. 17, 20 ff. Max. Tyr. 36, 2; weiter Eth. ‚Epicur.‘ col. 19, 12 ff. mit Wolfg. Schmidts Parallelen, vgl. Rhein. Mus. XCII 1944, 38); im Griechischen hat man dafür sogar ein eigenes Wort παραζήτην gebildet (Anaxandr. fr. 2. Ps.-Plut. mor. 13 A). Auch an modernen Parallelen fehlt es nicht: so läßt Vicente de Espinel¹²⁾ seinen Helden Marcos Obregon auf die Zumutung, zu hoffen und zu dulden, die Antwort erteilen: „Und gibt es eine größere Armut, als sich nur beständig vom Winde zu nähren? Sein Leben selbst zu verlieren, und immerdar von jenem unersättlichen Durste nach Reichtümern gequält zu werden?“ Bruno Frank kennzeichnet in seiner Erzählung „Bigram“ (Erzählungen, Berl. 1926, 275) den Standpunkt der Gesellschaft mit den Worten: „Daß einem das Leben selbst, das bloße Dasein, wichtiger sein könnte als der Gewinn seiner Mittel, ist eine monströse Vorstellung.“ In lapidarer Kürze sagt Plut. mor. 525 B von den Geldsüchtigen, daß sie die Mühen auf sich nehmen, aber nicht die Freuden davon ernten, und längst hat man zu V. 47 ff. unseres Gedichtes angemerkt, daß Ariston von Keos oder Chios die geizigen Reichen mit den Mauleseln verglich, die Gold und Silber tragen und Heu fressen (Gnom. Vat. ed. L. Sternbach, Wien. Stud. X 1888 Nr. 120, vgl. W. Knögel, Der Peripatetiker Ariston von Keos, Leipz. 1933, 93; Plut. mor. 525 E). Diese Besitzgier, die sich den Erfolg ihrer Bemühungen nicht genügend zugute kommen läßt, kann etwas Unheimliches haben: sie gehört zu den besorgniserregenden Zügen der Athener, die Thukydidēs ganz im Gegensatz zum Epitaphios von den Ko-

11) Vgl. Evang. Matth. 6, 19 f. mit der bezeichnenden Umformung in der Vulgata (E. Svenberg, Eranos XLVI 1948, 127 f.).

12) Leben und Abenteuer des Escudero Marcos Obregon I. Buch 6. Kap. nach L. Tiecks Übersetzung, Bresl. 1827, Bd. I S. 39 f. (gekürzt von R. Riemeck, Hamb. 1946, 37); span. Ausg. von Samuel Gili Gaya, Bd. I, Madrid 1922, 119.

rinthern mit dem Scharfblick des Hasses entdeckt werden läßt: „sie genießen gar wenig von ihren Mitteln, weil sie immerzu nur erwerben“ (I 70, 8). Dagegen meinten die Tarentiner (nach Theopomp. fr. 226 G.-H. 233 Jac. bei Ath. IV 166 F), damit auch die frivole Wendung nicht fehle, im Gegensatz zu den andern Menschen, die in ihrer Arbeitsfreude und Betriebsamkeit sich rüsteten zu leben, ständen sie selber dank ihrer Geselligkeit und ihrer Vergnügen nicht erst davor, sondern lebten schon jetzt.

Mit seiner Mahnung zur Verwertung des Gewonnenen bewegt sich Horaz also in einem weitverzweigten Traditionsstrom. Wie immer ist er ganz und gar der Mann der mittleren Linie, die er in unserer Satire im Sinne der Überlieferung unter Beschränkung auf den äußeren Besitz einhält. Man mag es allerdings bedauern, daß er die *Mempsimoirie* so ausschließlich auf die *avaritia* zurückgeführt hat, die Unzufriedenheit mit dem, was man ist, auf die Unzufriedenheit mit dem, was man hat. Wenn das Rechte das ist, was einem gemäß ist (Goethe, Dichtung und Wahrheit III 11), so muß das in einem ganz weiten Sinne gelten; wie Cic. off. I 110 ff. in Panaitios' Spuren (M. Pohlenz, Antikes Führertum, Leipz. 1934, 67 ff. Die Stoa, Gött. 1948, I 206 f.) das *Decorum* und damit die Euthymie, so hätte auch Horaz das Lebensglück davon abhängig machen können, daß man seiner Natur folgt. Dieser Anschauung mag ein Gedicht wie *carm.* I 1 oder der Grundsatz *epist.* I, 7, 98 entsprechen, aber in unserer Satire steht trotz Kirchner nichts vom „inneren Berufe“ als Quelle der Glückseligkeit, und obschon Plutarch *mor.* 469 D ff. neben dem Besitz auch andere Güter nennt, die die Sehnsucht der ihrem eigenen Schicksal undankbaren Menschen erregen, so hat Teichmüller 448 f. doch vergeblich gefordert, daß Horaz ebenfalls über den Bereich des Wirtschaftlichen hätte hinausgehen müssen. Wenn man durch Berufstausch ebensowenig wie durch Ortswechsel (*carm.* II 16, 18 ff. *epist.* I 11, 27. 14, 13) sich selbst entfliehen kann, so ist es im vorliegenden Zusammenhang nun einmal die *avaritia*, durch die dieses Selbst bestimmt erscheint, und zwar noch viel einseitiger als *carm.* II 16 oder gar III 1 (vgl. K. Barwick, Rhein. Mus. XCIII 1950, 249 ff.). Daß Horaz sich hier so sehr an das Äußerliche gehalten hat, wird man vielleicht weniger bedauern, wenn man sich fragt, ob ihm sonst so packende Momentbilder gelungen wären, wie sie jetzt sein Gedicht durchziehen; die Sittenpredigt hat im

sichtbar Auffallenden immer den günstigsten Angriffspunkt gefunden. Nach einer schon von Fritzsche S. 43.46 angeführten Stelle Goethes, Wilhelm Meisters Lehrjahre I. Buch Kap. 14¹³⁾, die vielleicht von unserer Satire beeinflusst ist (E. Maass, Neue Jahrb. XX 1917, 362 f.), erwachsen die Tauschwünsche aus innerer Armseligkeit vor den Schwierigkeiten, die nur „der innere Trieb, die Lust, die Liebe“ überwinden können, aber auch bei dem deutschen Dichter hat an dieser Armseligkeit die Sucht nach dem Gewinn ihren gemessenen Anteil. Freilich bezieht sich Wilhelm Meisters Betrachtung auf den besonderen Fall des Schauspielers Melina; bei Horaz hingegen hat der eigentliche Anstoß ja wie gesagt dem Umstand gegolten, daß in den Personen der verschiedenen Berufsvertreter der Stempel der avaritia ganz allgemein einem Erwerbsstreben aufgedrückt wird, das für unser Gefühl an sich völlig berechtigt ist und auch dann nicht ein so hartes Urteil verdient, wenn es sich die Früchte seiner Anstrengung entgehen läßt, nicht zu reden von dem überhaupt so gerne übersehenen Fall einer Notlage, die den Menschen im Kampf um die äußere Existenz ersticken zu lassen droht. Rühren auch wir nicht an diese extreme Problematik, so unheimlich nahe ihr mancher von uns gekommen ist, und sehen wir andererseits von dem Gefühle des Ungenügens als Impuls schöpferischer Leistung ab, so darf sich doch jeder, der sich ein auskömmliches Dasein in fleißiger Arbeit schafft, durch Horazens Satire zu der Frage an sich selbst angeregt fühlen, ob er aus seiner Mühsal auch ein entsprechendes Maß an echten Werten für sich und andere gewinnt, aber selbst wenn diese Glücksrechnung ein Defizit aufweisen sollte, wird mancher sich nicht gerne gerade unter die avari im eigentlichen Verstande des Wortes rechnen lassen wollen und hätte lieber gesehen, daß der Dichter wie später epist. II 2, 194 den Sparsamen vom Geizhals unterschieden hätte. Es bedeutet in der Tat nur eine unwesentliche Einschränkung, daß er V. 117 unauffällig ein raro statt des bisher festgehaltenen kategorischen nemo einführt¹⁴⁾. Trotzdem wird man seine einseitige Übertreibung nicht ganz unverständlich finden dürfen. Der

13) Vorher „Wilh. Meisters theatralische Sendung“ II. Buch Kap. 7 (S. 69 ff. der Ausg. von G. Weydt, Bonn 1949). Das Motiv der Treue zu sich selbst bei Livius s. E. Dutoit, Mus. Helv. II 1945, 39 ff.

14) Weniger schroff wirkt sat. I 4, 25 f. (vgl. U. Knoche, Phil. XC 1935, 377); sat. II 3, 121 krankt „der größte Teil der Menschen“ an avaritia.

Mensch neigt nun einmal zu schneller Verallgemeinerung, und für den antiken Betrachter lag bei dem damals immerhin beschränkten Verständnis für Segen und Wert der Arbeit als solcher (vgl. H. Volkmann, *Gymnasium* LVII 1950, 175 ff.) gerade hier eine ungerechte Beurteilung vieler Einzelner besonders nahe. Blank 315 ff. glaubte sogar die Reaktion gegen Erfahrungen am eigenen Inneren zu spüren, und man kann wirklich versucht sein, an derlei zu denken, da ja in den Satiren überhaupt ein gutes Stück Selbstkorrektur steckt (sat. I 4, 133 ff.). Von *avaritia* und *sordes* hat sich Horaz allerdings sat. I 6, 68 f. feierlich freigesprochen, aber wenn er diesmal seine Zufriedenheit stillschweigend von dem Gegenbilde der Vielen abzuheben scheint und den *Maecenas* vielleicht mit besonderer Absicht etwas davon merken lassen will, darf man sich immerhin daran erinnern, daß er sich sat. II 7, 22 ff. von seinem Sklaven Unstetigkeit vorwerfen läßt, und auch sonst, besonders im 1. Epistelbuch, haben wir Zeugnisse genug für die Unrast, die ihm so quälend werden konnte, wie sie auch viele seiner Zeitgenossen umtrieb und später besonders in *Seneca* einen so beredten — und ganz wie Horaz übertreibenden (epist. 120, 21) Zeugen fand (vgl. Ed. Fraenkel, *Festschr. R. Reitzenstein*, Leipz./Berl. 1931, 127 f. H. Fuchs, *Mus. Helv.* IV 1947, 163 ff.). Die *avaritia* aber muß in all ihren Erscheinungsformen so ungewöhnlich weit um sich gegriffen haben, daß sie als „die fast allgemeine Epidemie“ (Wieland) oder das „Grundübel“ (Heinze) der Epoche die Aufmerksamkeit wie kaum etwas Anderes auf sich lenkte; nach so namhaften Vorgängern wie *Varro* und *Sallust* (Wili 88 f.) hat Horaz sich immer wieder zum Kampfe gegen sie gedrungen gefühlt. Später brandmarkte er in ihr, wie Heinze hervorhebt, eine Gefahr für Staat und Volk (carm. III 24) und beobachtete daher größere Zurückhaltung, ihre Kreise nicht zu weit zu ziehen. In der Satire dagegen kommt es ihm auf den Sinn des Strebens für den *avarus* selber an, und schon deshalb braucht er vor Übertreibung weniger auf der Hut zu sein. Er will ja auch trotz V. 27 beileibe nicht mit tristem Ernst genommen sein: mit dem Seitenblick, den er zum Schluß auf die *Salbadereien* des *Crispinus* wirft, ironisiert er ein wenig auch sich selbst. Nicht ganz ohne Grund, denn gerade wo er den Mund etwas voll nimmt, verrät er den Einfluß der philosophischen Tugendpredigt, welche einseitige Verallgemeinerung am allerwenigsten scheute: der Überschwang des Redners brachte

es ja mit sich, daß jeweils dieser oder jener Fehler sozusagen eine Monopolstellung erhielt¹⁵⁾, und so hatte man längst gerade die avaritia für alles Übel verantwortlich gemacht (s. Gerhard 61. P. Wendland, *Quaestiones rhetoricae*, Progr. Gött. 1914, 18 Anm. J. Dziech, *Eos* XXXIV 1932/3, 355 ff., erweitert *Commentationes Horatianae*, Krakau 1935, 28 ff.). Die prägnante Fassung, daß die Philargyrie die *μητρόπολις πάσης κακίας* sei, geht unverbindlicherweise unter den Namen des Demokrit, Diogenes oder Bion (*Gnom. Vat.* 265, s. L. Sternbach, *Wien. Stud.* X 1888, 231), aber gleichsinnige Äußerungen finden wir, um von weniger ausgeprägten Stellen abzusehen, auch bei Apollod. *Gel. fr.* 4 K. Ps.-Phokyl. 42 ff. *Orac. Sibyll.* II 111 ff. VIII 17 ff., vgl. III 235 f. 641 f. Cato p. 82 Jord. *Cic. Rosc. Am.* 75. *Sen. contr. exc.* II 7, 2. Lukian *Kyn.* 15, vgl. *Char.* 11. *Claudian laud. Stil.* II 111 ff.; gelegentlich trifft es sich auch, daß gleichrangig neben die Habsucht noch eine andere Leidenschaft gestellt wird, z. B. Timon bei Stob. III 10, 53 und *Gnom. Vat.* 536. *Klem. Alex. Strom.* VII 12, 75, 3. Auch der Apostel Paulus hat dem Gedanken, daß die Habsucht die „Wurzel“ aller Übel sei, I. *Timoth.* 6, 10 Ausdruck gegeben, und so kommen auch die Kirchenväter oft darauf zurück, meist unter Berufung auf diese Kardinalstelle, wie z. B. *Basil. epist.* 53, 2 (32, 400). *Greg. Nyss. hom. op.* 20 (44, 200). in *Eccl. hom.* 4 (44, 668. 673). *Ioann. Chrys. in Gen. hom.* 22, 6 (*Migne* 53/4, 194). 37, 4 (53/4, 348). in *Matth. hom.* 63 (64), 4 (57/58, 608). 80 (81), 3 (57/58, 728). in *Ioann. hom.* 41 (40), 4 (59, 233 f.). *hom.* 69, 1 (59, 377). in *Acta apost. hom.* 7, 2 (60, 65). in *Rom. hom.* 11, 5 (60, 491). in I. *Kor. hom.* 14, 5 (61, 120). 23, 5 (61, 196. 198). *de pseudoproph.* 6 (59, 560 f.). *Augustin. gen. ad litt.* XI 15. *serm. ed. Mai* 79, 10. 119, 5. *Hieron. epist.* 22, 32, 3. 125, 2, 3; es ist aber doch unverkennbar, daß sich die heidnische Motivik noch direkt erhält und manchmal sogar die klassische Fassung unmittelbar angeführt wird, wie etwa bei *Klem. Alex. paed.* II 3, 39, 3, vgl. 38, 5. *Ioann. Chrys. in Matth.* 63 (64), 4 (57/8, 608). in *Ioann.* 41 (40), 4 (59, 233 f.). *adv. opp. vit. mon.* III 6 (47, 357). *Pallad. vit. Chrys.* 5 (47, 20). *Concil. Carthag. v. J.* 419 tit. 4 (*Mansi* IV 424).

15) Geffcken, *Kynika* 40. *Initium omnis peccati superbia* s. W. M. Green, *Univ. Calif. Publ. Class. Phil.* XIII 407 ff. (mir noch nicht zugänglich).

Man darf wohl mit J. Dziech auch diesen Topos für die Einheitlichkeit der Satire, mit der wir uns beschäftigen, ins Feld führen, obwohl an den einschlägigen Stellen weder die *invidia*¹⁶⁾ noch die eigentliche *Mempsimoirie* unter den von der *avaritia* abstammenden Lastern genannt wird. Daß wir überhaupt das Recht haben, uns für das in Frage stehende Problem auf die griechische Tradition zu berufen, kann nach allem nicht bezweifelt werden. Unsere Satire hängt in einem besonders großen Ausmaße von jener popularphilosophischen Gattung ab, deren *σπουδογέλοιοι* V. 24 geradezu zitiert wird (Fiske 229. Oltramare 146);¹⁷⁾ daran würde sich selbst dann nichts ändern, wenn man sich darauf versteifen wollte, diese Abhängigkeit lediglich als eine indirekte zu betrachten. Natürlich sind auch abgesehen von Lucilius der Kanäle gar viele, durch die dem Horaz das geläufige Gedankengut zukommen konnte, und man wird namentlich nicht vergessen dürfen, wie oft er mit eigenen Ohren allerlei Tugendprediger hören konnte, aber daß er auch mit literarischen Erzeugnissen dieser Art in griechischer Sprache bekannt geworden ist, kann man nicht leugnen wollen, und insbesondere ist die Annahme, daß er die *epist.* II 2, 60 bezeichneten *Diatriben* Bions benutzt hat, erheblich mehr als eine „sehr bescheidene Hypothese“, wie Wili 20, 2. 265 f. 305, 2 nach dem Vorgang von R. Hirzel, *Der Dialog II*, Leipzig 1895, 13 f., 3, und R. Reitzenstein, *Hellenistische Wundererzählungen*, Leipz. 1906, 22, 1, meint. Ein unscheinbares, aber doch gravierendes Beispiel. Längst hat man die Schilderung des Geizigen, der im Besitz seiner Geldsäcke doch nach ihnen giert (V. 70 f.), mit einer Parallele aus Lukian *Tim.* 18 belegt; wenn es dann weiter heißt, daß er durch seinen Fehler dazu verurteilt ist, *„tamquam parcere sacris“*, so hat es Horaz hier auf den Gleichklang von *saccis* und *sacris* abgesehen, aber *sat.* II 3, 110 wiederholt er das Bild auch ohne diesen Effekt, und tatsächlich läßt es sich bei Philon *spec. leg.* I 23 und Ioann. Chrys. in *Ioann. hom.* 65 (64), 3 (Migne 59, 364) nachweisen. Ein solches Zusammentreffen

16) Dziech faßt die *invidia* als zur *avaritia* gehörig auf (vgl. Hor. *epist.* I 2, 56 ff.), indem er die *Mempsimoirie* wohl als *invidia* deutet (vgl. K. Büchner, *Burs. Jahresber. Suppl.* CCLXVII 1939, 71). Vgl. A. 41.

17) M. Puelma Piwonka, *Lucilius und Kallimachos*, Frankf. a. M. 1949, 96 ff. 172 ff., legt wohl zu wenig Wert auf den bei Bion dem Ernste beigemischten Scherz (DLZ 1950, 490) und versteht V. 24 daher ausschließlich aus den Bedingungen unserer Satire selbst (S. 54. 94. 107, 1).

kann nicht auf Zufall beruhen, und auch die Ausflucht, daß die griechischen Belege von Horaz abhingen, ist versperrt; nicht einmal um eine sprichwörtliche Redensart (A. J. Maclean, Lond. Schulausg. 1898) kann es sich handeln, sondern nur um einen Fetzen aus dem Hetärenkleid, das Bion der Philosophie umgeworfen hatte. Gewiß wird es niemand einfallen, darüber hinwegzusehen, wie sehr Horaz die überkommene Motivik im Geiste seiner eigenen von seinem Vater gebildeten und durch die Erfahrungen des Lebens gefestigten Persönlichkeit neu und selbständig durchdrungen hat, aber grundlegende Gedanken und manche Einzelzüge griechischer Herkunft sind trotzdem ganz unverkennbar geblieben.

Und da wir nun Memsimoirie und avaritia schon von älteren Autoren in Beziehung zueinander gesetzt fanden, braucht auch die horazische Satire nicht aus zwei verschiedenen Quellen komponiert zu sein. Eine Entschuldigung könnte eine solche Kontamination für den Dichter sowieso nicht bedeuten, denn er hätte doch imstande sein müssen, in dem von seinen Kritikern geforderten Maße Einheitlichkeit zu erreichen, wenn es ihm darauf angekommen wäre. Aber er hat in seinem „Spaziergang“ (Wieland) offenbar auf die scharfe Durchführung einer Argumentationsreihe nicht so viel Wert gelegt wie auf einen schnellen Wechsel einprägsamer Bilder, die nicht immer im Zusammenhange des Ganzen genau aufzugehen brauchten. Wer Anstöße nehmen will, könnte das auch dort tun, wo sicher kein Riß zu argwöhnen ist, nämlich innerhalb der ersten Partie selber. Kann etwa der Jurist von einem Tausch mit dem Landmann, selbst wenn dieser nicht gerade eigenhändig pflügen sollte, wie er es doch V. 28 tut, eine lange Morgenruhe erwarten (Hanslik 110)? Soll man sich pedantisch überlegen, ob die im Anfang geschilderten Situationen der verschiedenen Berufsangehörigen vom Einzelnen bei anderer innerer Einstellung in jedem Falle gemildert oder vermieden werden könnten (vgl. Fr. Gerber, Ztschr. f. d. Alt. 1839, 49 f.)? Und will man wirklich die an sich haltbare handschriftliche Lesung von V. 4 (gravis annis) mit dem Argument verfechten, daß ein Veteran eher auf einen Rollenwechsel eingegangen wäre als ein bloß vorübergehend ermüdeter Soldat (H. Schütz zu V. 4)?

Sowenig uns solche Überlegungen tangieren sollen, sowenig wird man auch beim Vergleich der beiden Partien des Gedichtes verlangen dürfen, daß dem nachrechnenden Verstande alles

ganz glatt aufgehe, und doch sind der Widersprüche noch nicht einmal so viele, wie man geglaubt hat; ein Hauptanstoß, der seit Markland genommen wurde und die Einheit des Gedanken-zusammenhanges bisher besonders stark bedroht hat, läßt sich, so glaube ich, völlig beseitigen. V. 28 ff., wo vier Berufsgruppen ihre Ruhelosigkeit mit der Rücksicht auf ihre Altersversorgung entschuldigen, kehren drei aus der Eingangspartie wieder, der Jurist aber ist durch den *caupo* ersetzt. Das wird man heute nicht mehr mit Gewalt ändern wollen, denn der übelrenommierte Gastwirt¹⁸⁾ ist jetzt, wo die *avaritia* als das treibende Motiv deutlich zu werden beginnt, natürlich ein geeigneterer Repräsentant als der Rechtsberater, aber auch dieser wäre nicht schlechtweg unpassend gewesen, wie man gemeinhin behauptet: wir haben hier weniger an den *iurisconsultus* alten Schlages zu denken, der seine Belehrung unentgeltlich erteilte, als an die vielen, die daraus erkleckliche Einkünfte zogen. Wie einst H. C. A. Eichstaedt¹⁹⁾ hat L. Friedländer, *Sittengeschichte I*, Leipz. 1919, 185 ff., vermutet, daß auch der Konsulent des Horaz sich für seine Tätigkeit müsse haben bezahlen lassen, und auch A. Brinkmann wies in seiner Vorlesung über die römische *Satura* hierauf hin; J. Geffcken, *Herm.* LXII 1927, 23, war wohl ebenfalls auf dem rechten Wege, als er an die Emolumente des jüngeren Plinius (als *advocatus*) erinnerte. *Cic. off.* II 65 beklagt, wie sehr die soziale Stellung der Rechtsberater zu seiner Zeit abgesunken war; tatsächlich hat W. Kunkel, *Festschr. Ad. Zycha*, Weim. 1941, 1 ff., nachgewiesen, daß schon seit der Wende zum 1. Jhdt. v. Chr. die Jurisprudenz keine politische Machtposition mehr bedeutete und

18) A. Mau, *PW* III 1807. A. Hug, *PW* X 1888. 2460. XVIII 3, 522. 526 f. L. Friedländer, *Sittengeschichte I*, Leipz. 1919, 349. T. Kleberg, *Vårdshus och vårdshusliv i den romerska antiken*, Diss. Göteborg 1934, 103 ff. Die Weinverfälschung der *caupones* ist noch bei den Kirchenvätern im Anschluß an *Jes.* 1, 22 stehendes Motiv (Kleberg, *Eranos* XXXVIII 1940, 47 ff.). Erst *Vulg. Sirach* 26, 28 und *Mutian. Chrysost.* in *epist. Hebr. hom.* 28, 4 ist der *caupo* soviel wie „Kaufmann“ überhaupt (Kleberg, *Eranos* XLIII 1945, 277 f.). Unhaltbar G. Gigli, *Rend. r. Acc. Linc.* XXXIII 1924, 121 ff. (*Burs. Jahresber.* CCXXVI 1930, 99).

19) *Paradoxorum Horatianorum particula III*, Progr. Jena 1833. Leider nahm Eichstädt mit Toup an, daß Horaz mit dem „Krämer“ in beabsichtigter Zweideutigkeit den gewinnstüchtigen Juristen (sogar einen bestimmten) als einen „*caupo verborum*“ gemeint habe. Das hat ihm den soweit ganz berechtigten Widerspruch von Fr. Jacobs, *Vermischte Schriften VI*, Leipz. 1837, 3 ff., eingetragen, den er *Parad. Horat. part. IX*, Progr. Jena 1837, nicht hat widerlegen können.

infolgedessen vom Senatsadel vornehmlich an Ritter und Itali-ker übergang. Dabei ergibt eine Untersuchung ihrer uns be-kannten Vertreter immer noch ein günstigeres Bild, als es sich entrollen würde, wenn wir den Schwarm der kleineren Exi-stenzen kontrollieren könnten, deren Namen kein Corpus iuris erhalten hat. Die Regelung des Augustus, welche die öffentliche Gutachter Tätigkeit allgemein von einer kaiserlichen Genehmigung abhängig machte (Pompon. Dig. I 2, 2, 48 ff., s. Kunkel, Zeitschr. Savigny-Stiftung, Roman. Abtlg., LXVI 1948, 423 ff.), liegt natürlich nach der Zeit unserer Satire, ist aber gerade als Reaktion auf die Verhältnisse verständlich, an die Horaz hier denkt, und hat tatsächlich dazu geführt, daß für die nächsten anderthalb Jahrhunderte wieder eine kleine Anzahl von Senatoren das Rechtsleben beherrschte. Die advocati waren nicht uneigennütziger als die iurisconsulti: daß das Verbot der lex Cincia (PW I 437 f. V 1535) in augusteischer Zeit neu eingeschränkt werden mußte (Dio Cass. LIV 18, 2), ja, daß es überhaupt seinerzeit erlassen wurde, beweist eben, daß es in der Praxis gang und gäbe war, sich für gerichtliche Ver-teidigungen honorieren zu lassen. Horaz hätte also den Advoka-ten passend neben den andern Berufsvertretern nennen können, wie es Lejay (zu V. 9) verlangt,²⁰⁾ aber auch die Ein-führung des iuris consultus braucht nicht mit der Irregularität der Plauderei entschuldigt zu werden: er arbeitete wirklich nicht weniger für sein tägliches Brot als die andern Berufs-repräsentanten auch.

Was nun diese drei angeht, so wäre es unbillig, wenn man fordern wollte, daß V. 28 ff. die Voraussetzungen genau be-achtet wären, die ihnen zu Anfang ihre Beschwerden eingaben (vgl. etwa Teichmüller 439 f.). Schon Wolf 1001 beanstandete allerdings, daß der Soldat, der zunächst als gravis annis be-zeichnet war, nachher zu denen gerechnet wird, die für ihr Greisenalter sparen; aber es ist wohl nicht nötig, sich darauf auszureden, daß er, nach dem iam V. 5 zu urteilen, schon vor der Zeit entkräftet sein könne (Fea z. d. St. Teuffel bei Weber 8 Anm. M. L. Earle, Rev. Phil. N. S. XXVII 1903, 234, u.v.a.) oder daß gravis annis überhaupt nicht ohne wei-teres so viel wie senex bedeute (Kirchner 4, Kiessling-Heinze

20) Auch iuris consulti traten zuweilen als advocati auf, aber um eigentliche advocati handelt es sich bei Horaz nicht, wie L. Müller und G. Scholl, Krit. und exeget. Betrachtungen zu den Satiren des Horaz, Progr. Fürth 1910 (Röhl XXXVII 1911, 133), meinen.

u. a.) oder gar daß an Dienst- und nicht an Lebensjahre zu denken sei (J. Chr. Jahn, Orelli u. a.)²¹⁾ — mag eine Unstimmigkeit vorliegen, wenn nur jedes Motiv suo loco wirkt! Es kommt Horaz auch nicht darauf an, die Vorstellung des Kaufmanns genau zu reproduzieren: der *nauta* V. 29 f. könnte der *mercator* V. 4 ff.,²²⁾ könnte aber auch jeder beliebige Schiffer sein (so Wolf 1006. Gercke 48. Teichmüller 438), und selbst im Falle des Landmanns hat der Dichter nichts getan, um die Identität der Personen an beiden Stellen zu sichern, allerdings auch nichts, um sie auszuschließen. Er hat also zwar an die Figuren des Anfangs angeknüpft, aber sich so wenig streng daran gehalten, daß es ihm recht gleichgültig gewesen sein muß, ob man sie für dieselben Individuen ansehen mochte oder nicht.

Bemerkenswert ist nun aber, daß er mit dem letzten Berufe V. 29 f. in den Plural *nautae* übergeht: die Verallgemeinerung zeigt, daß wir die Personen der Eingangsszene nicht von den jetzt genannten generell distanzieren dürfen, sondern das, was hier von ihrem Ethos gesagt wird, von „allen“ ihren Zunftgenossen gelten lassen müssen. Diese Rücksichtnahme auf die gleichen Beschäftigungstypen verbürgt nach dem Willen des Dichters die Kontinuität des Themas, mögen im folgenden auch noch allerlei Verschiebungen eintreten;²³⁾ Geffcken, Herm. LXII 1927, 1 ff., hat hier das antike Kunstprinzip erkannt, eine Darstellung nicht auf einmal zu erschöpfen, sondern unter leichter Variation (*iuris consultus* \approx *caupo*) wiederaufzunehmen. Wir dürfen keinen Riß durch die einzelnen Berufsgruppen und damit durch das Gedicht gehen lassen: es ist nicht am Platze, die an der zweiten Stelle bezeichneten Leute als

21) Dagegen Schröter, *Quaestiones Horatianae*, Progr. Saarbr. 1847, 32 f. Ek 7. Th. Lenhoff, *Adnotationum in aliquot Horatii locos specimen tertium*, Progr. Neu-Ruppin 1869, 14. Lange 15. F. A. Eckstein, *Familiaris interpretatio primae satirae Horatianae*, Progr. Leipz. 1865, 6. Im ganzen vgl. Teuffel und Jahn, *Neue Jahrb.* XXXII 1841, 349 ff.

22) Der *mercator* kann, wenn er selber Schiffsherr ist, auch *nauta* sein. Schröter 25 ff. will die Identität bei Horaz allzu strikte ausschließen (nach Jacobs 20 f., 13). Ek 10 ff. (ebenso Nipperdey und Schütz) meint, der *mercator* sei in *nauta* und *caupo* aufgespalten (vgl. sat. I 5, 4), legt aber selber dar, daß der *caupo* hier als Repräsentant der Stadtbewohner anstelle des *iuris consultus* erscheint; für Schröter entspricht dem *mercator* nur der *caupo* und nicht der *nauta*.

23) Über den Typ des verstorbenen Übergangs U. Knoche, *Phil.* XC 1935, 372 ff. 469 ff.

Proletarier in Gegensatz zu den Personen der Eingangsszene (auch zum miles?) zu bringen, wie Kirchner mit Früheren tat; es ist aber auch nicht am Platze, die anfangs Genannten von der dauerhaften Raffgier der andern mit dem Argument zu eximieren, sie litten nur unter vorübergehenden Stimmungen der Unzufriedenheit, was für den Soldaten ja sowieso nur unter Annahme der Konjektur Bouhiers (s. Anm. 6) zutreffen würde (so im Anschluß an Wolf besonders Trompheller 8 f. 16 f., auch Weissenfels). Gewiß ist es für uns schwer erträglich, ein an sich ebenso berechtigtes wie notwendiges Erwerbssstreben in Betätigungszweigen, die Horaz an sich gar nicht diskreditieren will, in den Bereich der avaritia gerückt zu finden, aber darüber wollen wir den Dichter nicht mehr weiter zur Rede stellen: Teichmüller²⁴⁾ hat jedenfalls vergeblich versucht, die vier Berufsangehörigen in der zweiten Partie für Vertreter der wünschenswerten *media via* zu erklären und sie zu dem Gesprächspartner, an den sich die Rede gleich mahnend wenden wird, in Gegensatz zu bringen: nachdem Horaz vorher an diesen *genera vitae* die *Mempsimoirie* exemplifiziert hat, kann er ihren Repräsentanten jetzt nicht auf einmal seine Anerkennung zuwenden, ohne das irgendwie deutlich zu machen, und wie sollte man sich wohl gerade den *perfidus caupo* — den einzigen, an dem ein Makel hängt — als seinen Kronzeugen denken können! Es bleibt bei der längst genugsam begründeten Auffassung, daß das mit V. 32 folgende Beispiel der Ameise zwar zunächst im Sinne der Erwerbssüchtigen eingeführt wird, dann aber mit *quae* (= *at ea*) eine eigene Wendung erhält, mit der der Sprecher in Opposition zu dem Standpunkt jener vier tritt: gewiß ist die Ameise das Muster der Vorsorge für die Zukunft und wird insoweit von ihnen mit Recht zitiert, aber, so fügt Horaz hinzu, sie nutzt ihre Vorräte auch aus, was die Menschen versäumen. Wenn er das Tun des Tieres von vorneherein im Indikativ beschreibt und nur durch die Worte *nam exemplo est* — und dies nicht einmal ganz eindeutig (vgl. Knapp, *Transact.* 94, 8) — zu erkennen gibt, daß die anderen sich darauf berufen, so gibt das keinen Anlaß zu Bedenken, denn diese verschleierte Art von indirekter Rede gibt es nicht nur in moderner Literatur, sondern auch im Lateinischen, wie J. Bayet, *Rev. Phil.* III. Ser. V 1931, 327 ff. VI 1932, 5 ff.,

24) Teichmüllers Ansicht, die auch Lejay zu V. 28/40 abweist, ist einigermaßen bereits von Gercke 48 f. vorbereitet. Als *exempla* für den *avarus* betrachtete auch Fea diese Typen.

gezeigt hat, der aus Horaz nur sat. I 9, 36 f. anführt, jedoch nicht unsere Stelle. Gerade hier lag es aber für den Dichter besonders nahe, das Beispiel der Ameise durch die indikativische Ausdrucksweise mit aufs eigene Konto zu nehmen, um sich dann desto wirksamer von den andern absetzen zu können.

Das Gegenbild der von der Pleonexie unberührten Tiere ist schon von Demokrit fr. 198 der menschlichen Habsucht vorgehalten und durch Kyniker wie Stoiker den Kirchenvätern überliefert worden (Gerhard 23 ff. 48 ff. 260 f.). Die Ameise galt allerdings als Beispiel unnützer Vorratsanhäufung (Theokr. 17, 106 f. Krates fr. 10, 7 Diels 1, 7 Diehl) und ist so bei Plut. mor. 525 E für illiberale Philoplutie charakteristisch, aber vielleicht ist sie schon vor Horaz auch im entgegengesetzten Sinne beurteilt worden, hat man doch längst vermutet, daß bereits Lucilius 561 f. ihre sapientia dem Toren als Muster hingestellt hatte (J. J. Iltgen, De Horatio Lucilii aemulo, Montabaur 1872, 6. Kiessling-Heinze z. d. St. Fiske 227. 231 f.). Was wir an unserer Stelle von ihr hören, ist in naturwissenschaftlicher Hinsicht insofern untadelig, als die messor genannte südländische Art tatsächlich Körner und sonstige Nahrung für Zeiten der Not aufspeichert, wie Wieland S. 32 (405) ganz recht vermutet hatte.²⁵⁾ Mit acervus haben wir geradezu das Stichwort für die folgende Erörterung, das V. 51 sogar direkt wiederholt wird (Martin 154). Die Unzufriedenen beachten am Beispiel der Ameise nur die eine Seite, das Sammeln, und vergessen die andere, den Genuß, und so wächst der Haufen hinaus über das Maß des Auskömmlichen und dessen, was zur Sicherung der Zukunft nötig wäre. Wenn sich der Dichter nun V. 38 in der Art der „Diatriben“ unmittelbar an ein Gegenüber wendet, so ist dies durch die Oratio obliqua der vier Berufsvertreter so klar vorbereitet, daß Horaz nicht zu befürchten brauchte, ein Leser werde hier an den lange vorher zu Anfang und allenfalls noch V. 14 angeredeten Maecenas denken²⁶⁾. Es ist viel-

25) Vgl. A. F. M. Anton, De interpretatione locorum quorundam, quibus siderum mentionem facit Horatius, Progr. Roßleben 1843/4, 12 ff. O. Linsenbarth, Jahrb. f. klass. Phil. 1891. 706 f. A. Brehm, Tierleben VII, Leipz. 1929, 58. M. Maeterlindt, Das Leben der Ameisen, übertr. von K. Illch, Stuttg. o. J., 163 f.

26) Hanslik 107 f. sieht die Anrede V. 1 als nachträglichen Zusatz an; wäre aber der Wechsel der angesprochenen Person wirklich eine Ungeschicklichkeit, so würde sie nicht größer oder kleiner sein, ob der Dichter sie in der ersten oder der zweiten Auflage beging. Wer sich

mehr eindeutig, wie er aus der Mitte der Unzufriedenen einen hervortreten läßt, der im Sammeln schon so weit gediehen ist, daß bei ihm die Wurzel seines Tuns, die Philargyrie, offen zu Tage liegt, und so gleitet er unmerklich zu dem avarus ganz ausgeprägter Erscheinungsform hinüber: an dem krassesten Fall zeigt er also das Motiv, das bei allen wirksam ist. Die Folgerichtigkeit, mit der hier die Vorsorge für die Zukunft zum Extrem ausartet und das Erwerbsstreben seinen Sinn verliert, steht der Auffassung Martins und Früherer entgegen, daß der avarus die menschliche Unzufriedenheit nur nach einer Seite exemplifiziere, neben der auch noch andere vom Dichter hätten ins Auge gefaßt werden können: die avaritia ist vielmehr nicht ein Laster unter vielen, sondern *das* Laster, wenn es auch nicht überall in der gleichen Handgreiflichkeit auftritt.

Freilich war das Wort avarus doppeldeutig, wie ja auch im Griechischen die Philargyrie sowohl defensiven als auch aggressiven Charakter haben kann (Gerhard 60 ff.); demnach trennt auch Horaz die Habsucht nicht vom Geiz, nicht durchaus zum Vorteil der Konsequenz des Gedankenganges, aber doch ohne daß bei der inneren Verwandtschaft der beiden Erscheinungen die Einheitlichkeit des Ganzen allzu empfindlich litte (Lejay 1 f.). Andererseits nimmt er den Begriff doch immer im ausgedehntesten Umfange, und daher kann er den Kreis der avari so weit ziehen, wie er es am Schlusse tut, und verfällt doch nicht in die von Teichmüller 442 ff. gerügte Absurdität, so vielen Menschen gleich die ausgesprochenen Züge des Geizes zuzuschreiben, die nunmehr in den Vordergrund treten. Als besonderes Moment taucht in diesem Bilde schon V. 40 die invidia auf, die sich nicht mit Blank 309 abschwächen läßt; es ist ja ein altes Motiv, daß der Neidische weder sich noch jemand anders etwas Gutes gönnt. Vorläufig bleibt das Verhältnis dieser Eigenschaft zur avaritia aber noch ganz im vagen, bis endlich in der Schlußpartie die Rede darauf zurückkommt, eine Beziehung, die wieder den Zusammenhang des Ganzen deutlich macht (Hanslik 113 f.).

Fürs erste werden verschiedene Einreden des apostrophierten Erwerbssüchtigen widerlegt oder auch nur beiseitegeschoben, wie gleich die erste, wonach der Gebrauch der

V. 38 als Leser betroffen fühlte, konnte sich natürlich als angeredet betrachten, wie es die Art der „Diatriben“ ist. Zu dem fiktiven Unterredner vgl. Lejay XXIII ff. LXIV. Cartault 147 ff.

Mittel ihre Reduktion bis zum wertlosen Heller zur Folge haben würde: daß dem nicht so sei, wird bloß konditional mit *at ni id fit* präsumiert, aber nicht bewiesen. Diese Lässigkeit scheint noch niemand übel vermerkt zu haben²⁷⁾; wie sollte man dem Dichter auch die Disziplin einer strikten Argumentation zumuten wollen! Er fährt einfach fort, die Sache unter dem Gesichtspunkt *Quid iuvat* zu betrachten, und macht eindringlich, daß die größere Arbeitslast keineswegs einen größeren Genuß ermögliche; dabei führt er das Gleichnis von dem Sklaven an, der auf dem Transport zum Verkauf das Brot zu tragen hat und doch nicht mehr Nahrung erhält als seine Genossen, und weiterhin spielt er auf das epikureische Argument an, daß die natürlichen Bedürfnisse keine erheblichen Mittel zu ihrer Befriedigung erheischen. Der Unterredner ist so gefällig, eine wirkliche Widerlegung seines Einwandes nicht zu verlangen, und scheint auch anzuerkennen, daß sich der Reiche den Bauch nicht mehr füllen kann als der mäßig Begüterte; er ist also bereit, von dem Haufen zu nehmen, meint aber, es sei doch angenehm, dies zu tun, wenn der Haufen groß sei. Man sieht, der Mann geht auf die Vorstellungen des Dichters ein, ohne doch seinen Standpunkt prinzipiell aufzugeben; man kann also nicht mit Hanslik 114 sagen, daß hier ein neuer Typ eines *avarus* auftrete.

Dem zweiten Einwand, der nicht mehr negativ die Sorge vor dem Nichtbesitz, sondern positiv die Freude am Besitz zeigt, setzt Horaz zunächst wieder nur das alte Lied entgegen, daß man vom großen Vorrat nicht mehr genießen könne als vom kleinen, aber er illustriert das nun durch den Vergleich des großen Stromes und der kleinen Quelle und gewinnt damit die Möglichkeit anzudeuten, daß die wachsende Fülle nicht nur keine Vorzüge, sondern umgekehrt Beeinträchtigungen mit sich bringe: *at qui tantuli eget, quanto est opus, is neque limo turbatam haurit aquam neque vitam amittit in undis*. Hier sind nicht, wie Kirchner, Eckstein 22, Fritzsche und N. Wecklein, SB Münch. 1894, 389 ff., im Anschluß an Lambin meinten, die zwei Extreme bezeichnet, zwischen denen das rechte Maß des innerhalb der Grenzen der Natur bleibenden Menschen liegt (V. 49 f.), also das *sordide vivere* auf der einen Seite und das Jagen nach übermäßigem Gewinn auf der andern,

27) Nur Cartault 130 f. hat überhaupt ausgesprochen, daß Horaz den Einwurf nicht widerlegt. Vgl. noch Blank 309 ff.

sondern beide Erscheinungen symbolisieren die Unzuträglichkeiten des über das Bedürfnis hinausgehenden Besitzes. Dies zeigt schon der Ursprung des Vergleichs: den gewaltigen Strom, der Unreinlichkeiten mit sich führt, hat Kallimachos mit der kleinen, aber klaren Quelle kontrastiert, um die große Form der Poesie, die Unvollkommenheiten nicht vermeiden kann, im Gegensatz zu dem begrenzten, aber untadeligen Gedicht zu bezeichnen; so hat auch Horaz das Bild gekannt und besonders zur Charakteristik des Stils des Lucilius verwandt (sat. I 4, 11. 10, 50)²⁸⁾. Diesmal überträgt er es nun geistvoll auf die Frage des Ausmaßes des Besitzes und ergänzt den überlieferten Nachteil des Schlammwassers noch durch das Risiko des Ertrinkens. Es mag sein, daß dieses zusätzliche Motiv etwas gesucht ist, obwohl Wieland es in einer aus Horaz' Andeutungen entwickelten „aesopischen Fabel“ hübsch angebracht hat und andere seinen Ursprung wirklich in diesem literarischen Bereiche vermuten konnten (Orelli-Mewes 10); vielleicht hat der Dichter auch seinem heimatlichen Aufidus Unrecht getan, wenn er gerade ihm habituell so trübes Wasser zuschrieb²⁹⁾, aber jedenfalls hätte er gar nicht eindrucksvoller dardun können, daß es eben nicht *suave* sei, aus dem Überfluß zu schöpfen, da man allerlei Unrat schlucken müsse und womöglich ins Wasser stürzen oder von der Flut fortgerissen werden könne. Diesmal hat er also den Einwurf des Gegners widerlegt (unrichtig Cartault 131), wenn man auch zweifeln könnte, ob der Überfluß wirklich in jedem Falle solche Unannehmlichkeiten und Gefahren mit sich bringt.

Natürlich deutet der Schmutz nicht etwa auf eine Trübung des Charakters, die mit den Staatsgesetzen in Konflikt geraten könnte, sondern auf die äußeren Unzuträglichkeiten, die selbst mit einem einwandfrei gewonnenen Vermögen verbunden sind; das Problem der Gerechtigkeit des Erwerbs bleibt ganz außerhalb des Gesichtskreises der Satire. Worin nun die bildlich angedeuteten Nachteile des Reichtums bestehen, soll alsbald klarer werden. Vorerst visiert der Dichter noch den Standpunkt eines guten Teiles der Menschen, der den Wert

28) Dazu F. Wehrli, *Mus. Helv.* I 1944, 69 ff. *Phyllobolia*, Basel 1946, 31. Puelma 164. O. Weinreich, *Römische Satiren*, Zür. 1949, XXXV.

29) L. Müller meint, daß Horaz bei ‚*limo turbatam*‘ zunächst an den ‚*flavus Tiberis*‘ (carm. I 2, 13) denke. Ed. B. Stevens, *Class. Weekly XXXVII* 1943/4, 115 f., findet in V. 54—60 eine Anspielung auf die gesundheitliche Gefahr schlammigen Wassers und verweist auf Lucil. 328 f.

des Einzelnen nach seinem Besitz bemißt und sich damit ein honourable pretext für die Begehrlichkeit schafft. Dieser neue Einwurf, wie der vorhergehende mit at eingeführt, wird also von einer kollektiven Gegnerschaft vertreten, aber Horaz spricht alsbald von einem ille, den er seinem selbstgewählten Elend überlassen will. Er greift damit nicht so sehr einen Einzelnen aus jener großen Portion Menschen heraus, sondern setzt an Stelle der unpersönlichen Masse das konkrete Individuum, dergestalt, daß sich illi in freier Weise auf bona pars bezieht. Der Unterredner teilt den gegnerischen Standpunkt und ist virtuell mit diesem ille identisch, das zeigt sich im weiteren Verlaufe deutlich genug; zugleich liegt dieses dritte Gegenargument so sehr in seiner bisherigen Linie, daß man auch hier wieder keinen neuen Typ des avarus erkennen kann (sei es einen verhältnismäßig edlen, wie Hofman-Peerlkamp meinte, sei es das Gegenteil, wie Hanslik 114 annimmt): der Übergang von der Annehmlichkeit des Reichtums zu dem Werte, den er seinem Besitzer gibt, ist völlig natürlich.

In diesem Zusammenhang führt Horaz nun den geldfrohen Geizhals aus Athen an, der sich über das Zischen des Volkes damit hinwegsetzt, daß er sich selber Beifall klatscht. Man hat empfunden, daß solche voces populi den Wahlspruch der bona pars hominum nicht gerade rechtfertigten, und hat diesen Widerspruch entweder hingenommen (Blank 313. 315) oder mit der Auskunft wegzudeuten gesucht, daß der Geizige nicht so sehr an seine Schätzung bei andern denke wie an den Wert, den er sich selbst beimesse (Gercke 50 f., Kiessling-Heinze, Weissenfels 73). Zum Beleg hierfür hat man Plut. mor. 526 C τοσοῦτου νόμιζε σαυτὸν ἀξιῶν ὅσον ἂν ἐχῆς angeführt, aber hier steht doch nur, man solle sich davon überzeugt halten, daß man soviel wert sei, wie man besitze, und es weist nichts darauf hin, daß dieser Wert nur in der eigenen Meinung und nicht in derjenigen der andern begründet sein sollte; ebensowenig kann man aus dem Luciliusvers 1120 tantum habeas, tantum ipse sies tantique habearis eine deutliche Scheidung zwischen diesen beiden Quellen persönlicher Geltung herauslesen, wenn man die Worte nicht unerträglich pressen will. Es wäre sehr merkwürdig, wenn nicht auch der Geizige des Horaz gleich dem Staberius sat. II 3, 89 ff. an die Wirkung seines Reichtums nach außen dächte, wie es nach der Fassung des Spruchs ja auch gar nicht anders sein kann, und er brauchte sich selbst durch die Mißbilligungs-

kundgebung seiner Athener nicht irremachen zu lassen, da Einfluß und Macht durchaus nicht immer zur Beliebtheit beitragen.

Viel merkwürdiger ist es, daß er so viel Gefallen an sich selbst findet, obwohl doch mit der *avaritia* ihrem Wesen gemäß die *Mempsimoirie* verbunden sein sollte, wie sich V. 108 ff., wenn nicht schon früher, deutlich herausstellt (Gercke 42. Teichmüller 447. Radermacher, Wien. Stud. XLII 1920/21, 148, 1); von hier aus gesehen muß nachträglich auch noch V. 51 eine gewisse Zufriedenheit des Geizigen mit seinem Lose auffallen. Diese Diskrepanz hat dazu verführt, den *avarus* (Weissenfels) oder schon die V. 28 ff. genannten Personen (Fea zu V. 29) in ihrer Beharrlichkeit scharf von den *inconstantes* der Eingangsszene zu trennen, aber das ist schon deshalb bedenklich, weil diese Beschwerdeführenden schließlich, als es darauf ankommt, doch bei ihrem Berufe bleiben (Röhl XXXVIII 1912, 137). Blank 319 (zustimmend Hanslik 117) hingegen versuchte den Widerspruch zu lösen, und zwar so, daß er V. 109 „se probet“ im Sinne von „se probatum faciat“ nahm, also „sich (objektiven) Wert gibt“ übersetzte, und nicht viel anders wollte Klamp 270 „sich entschuldigt, sich rechtfertigt“ verstehen; aber derlei kann niemand aus dem harmlosen Ausdruck herauslesen, zumal da er ja in Analogie zu V. 1/3 aufgefaßt werden muß. Es ist auch nichts gewonnen, wenn man wie W. Wachsmuth 307 sagt, die Geizigen seien zwar nie zufrieden mit dem, was sie haben, wohl aber mit dem, was sie sind, mit ihrer Sinnesart, ihrer Lebensweise. Horaz ist vielmehr tatsächlich der Ansicht, daß niemand, auch der *avarus* nicht, sich selbst genügt, und nur so wird sein Gedicht im ganzen sinnvoll; wäre der Geizige nämlich nach des Dichters Meinung wirklich im Innern glücklich, so würde er als das Ideal dastehen, von dem sich alle andern unvorteilhaft unterschieden (worauf Porphyrios und Vollmers Interpretation von V. 108 hinausläuft, s. u.). Wenn er nun also an der uns augenblicklich beschäftigenden Stelle in einer so ganz anderen Stimmung erscheint, so sieht man eben, wie sein Bild im Laufe der Erörterung dermaßen *sui iuris* wird, daß auch Züge an ihm hervorgehoben werden, die aus dem eigentlichen Rahmen des Gedichtes hinausdrängen; aber es geschieht doch wohl im Sinne der Eingangsszene, die uns den Menschen in seiner inneren Disharmonie zeigt, wie er mißmutig sein Schicksal mit dem des andern vergleicht und doch nicht aus seiner Haut heraus-

möchte. Auch unter diesem Gesichtspunkt verbietet es sich, den Dichter auf „Widersprüche“ festzunageln und daraus für die Einheitlichkeit oder die Einsichtigkeit seines Gedankenganges negative Konsequenzen zu ziehen.

Der Grundsatz des *avarus* steht V. 62 ungefähr in der Mitte des Gedichtes (Martin 155); er spielt aber keine größere Rolle als die andern Einreden und erfährt auch keine spezielle Diskussion (Cartault 131). Die Verachtung, die der Athener erntet, ist vom Dichter jedenfalls nicht als Gegenargument eingeführt, wie Lejay zu V. 61 meint; zwar wird die Verhaftheit von seinesgleichen später noch ausgiebig geschildert, aber vorerst erscheint sie nur in den Worten des Mannes selber (*populus me sibilat*). Natürlich will der Unterredner damit nicht von dem Prinzip des Geldes als Wertmessers der Person irgendwie zurücktreten, der Sprecher seinerseits aber verläßt seine alte Bahn ebenfalls nicht, sondern repliziert nur mit dem Nachweis, daß der äußere Erfolg des *avarus* in Wahrheit eine *miseria* sei. Der Fall des Atheners dient Horaz einzig als Beleg dafür, daß der Geizige sein eigenes Elend will; diesem soll er also, wie es ironisch heißt, auch überlassen werden. Horaz bleibt somit bei dem Aspekt, den er schon mit dem Bilde vom großen Strom, ja bereits mit dem Gleichnis des Brotträgers eröffnet hatte, und er behält ihn weiterhin im Auge, als er, äußerlich ganz überraschend³⁰, die Geschichte des Tantalus anschneidet. Sein Zuhörer lacht zwar über das alte Märlein, an das ja doch niemand mehr glaubt, aber er wird von dem Dichter, der sich immer energischer ins Zeug legt, darüber aufgeklärt, daß mit diesem Tantalus niemand anders als er selbst gemeint ist: er lechzt nach seinen Schätzen und muß sich doch mit dem Augenschmaus begnügen. Wenn er auf seinen Geldsäcken sogar schläft, so macht er es wie der Greis jener Phlyakenszene, die Asteas so köstlich illustriert hat (R. Zahn, *Antike VII* 1931, 70 ff.); die bildliche Darstellung des altvolkstümlichen Motivs, das dem Horaz durch die „*Diatriben*“ vermittelt sein kann (Rhein. Mus. XCIII 1950, 187 f.), schafft Sicherheit darüber, daß der Geizige seinen Besitz auf diese Weise vor den Dieben schützen will, leicht genug ebenso ver-

30) Krüger hielt V. 68—91 für eine Abschweifung, die sich an die V. 63 gemachte Bemerkung anknüpfe, Trompheller 12 nahm V. 63—68 für eine Übergangspartie. Daß mit V. 79 das Kernstück der Satire ende und V. 80 auf V. 40 zurückgreife, meint Martin 154 f.

geblich wie sein Leidensgenosse auf der Bühne. Der Gedanke an die Nachteile und Gefahren des Reichtums, der schon vorher in dem Gleichnis vom Wasserschöpfen auftrat, wirkt hier also weiter und taucht im folgenden nicht etwa mit einem so scharfen Einschnitt auf, wie Hanslik 115 annimmt. Daß der *avarus* nach V. 76 Tag und Nacht wach bleibt, ist kein Widerspruch zu V. 71 (so Blank 315), denn *indormire* steht im Sinne von *incubare* (Norden zu Verg. Aen. VI 608/17) und braucht nicht zu bedeuten, daß er wirklich Schlaf findet.

Der Sprecher hat sich über die Mißlichkeiten des Unseligen so sehr ereifert, daß er V. 78 f. sogar ausdrücklich Distanz von ihm nimmt. Aber es ist des Elends noch kein Ende: wenn der *avarus* hoffen sollte, sich im Krankheitsfalle Aufwartung verschaffen zu können, so muß er nun hören, daß nicht einmal Weib und Kind seine Genesung wünschen. Damit kommt in unserm Gedicht endlich auch die alte Moral zur Geltung, daß der rechte Gebrauch des Reichtums über das Ich hinausgehen muß, wenn sie hier auch nicht gerade altruistisch begründet erscheint. Auf Liebe kann nur rechnen, wer sie sich verdient: an diesen Gedanken knüpft Horaz an, wenn er V. 88 ff. seinen Unterredner weiter fragt, ob er es etwa für ein fruchtloses Beginnen ansehe, sich die freundliche Gesinnung seiner Verwandten zu erhalten zu streben. Statt an si könnte man auch at si lesen; hierdurch würde der Satz als neues Argument gekennzeichnet oder auch der Übergang von Gattin und Sohn zu den *cognati* markiert (so F. Marx), von denen es heißt, daß sie ihm ohne sein Zutun von der Natur gegeben sind. Auch so könnte der Satz aber nicht affirmativ als Feststellung des Redenden gefaßt werden, denn dann müßte man *nullo labore* zu *retinere velis* ziehen (so Torrentius, Cruquius, Dacierius, Wolf, Orelli, Ch. Bonny, Chr. Herbst) oder wenigstens mit dazu ergänzen (Lambin, Heinrich 13 f., Reisig, J. Chr. Jahn, Düntzer II 237 f., Dillenburger, Schütz, Gehr, Krüger, Breithaupt, Staedler; vgl. Hofman-Peerlkamp, der jedoch ändert, und Ek 20 ff., der *ac si* liest) und hätte nichts Triftiges gegen Bentleys Argument vorzubringen, daß in diesem Falle nicht von einer *opera* die Rede sein könnte, die der Geizige dem Eselbereiter entsprechend unnütz aufwendete; es kommt hinzu, daß die Parallelisierung der Verwandten mit dem ungelehrigen Tier, so gut wie sie zu der präsumierten Einstellung des *avarus* paßt, im Sinne des Dichters untragbar sein würde.

Eine Antwort auf seine ironische Frage erwartet der Sprecher nicht, sondern schließt gleich die Mahnung an, mit dem Erreichten sich endlich zufrieden zu geben, denn wohin die hemmungslose Erwerbsgier, die weder für sich selbst noch für jemand anders etwas übrig hat, schließlich führt, zeigt die Katastrophe des Ummidius, der von einer zweiten Klytimestra³¹⁾ halbiert wurde³²⁾. Der Dichter ergeht sich hier in epischen Floskeln, zu denen auch die Stellung von *divisit* am Versanfang und das Motiv des *medium* gehört³³⁾, und erschüttert mit dieser allerschrecklichsten Perspektive den *avarus* immerhin so weit, daß dieser ihn ärgerlich fragt, ob er denn wie *Naevius* oder *Nomentanus* leben solle³⁴⁾. Indem Horaz sein Gegenüber so von einem ins andere Extrem fallen läßt, hat er Gelegenheit, auf das A und O seiner Weltanschauung zu kommen, das man auch mit den Worten des Plin. n. h. XVII 226 ‚*omnia modo constant certoque temperamento*‘ ausdrücken könnte. Schon sat. I 2 hatte er beklagt, daß im Treiben der Menschen *nil medium est*; unsere Satire deshalb in zeitliche Nähe zu dieser ganz frühen zu rücken (Radermacher), erscheint mir unnötig und würde ja auch nur dann angehen, wenn man die Anrede an *Maecenas* eliminieren könnte. Wer will, mag nun mit Teichmüller 442 ff. den Finger darauf legen, daß es nach diesem neuen Aspekt, obwohl von der *Mempsimoirie* V. 1 niemand (oder V. 117 fast niemand) ausgeschlossen wird, doch

31) Zum typischen Gebrauch von mythischen Personennamen s. J. van Wageningen, *Mnem.* XL 1912, 147 ff.; vgl. auch A. H. Gardiner, *Mélanges de linguistique et de philologie offerts à J. van Ginneken*, Par. 1937, 307 ff. A. D. Nock, *Class. Philology* XXXVIII 1943, 54.

32) An Uhlands „wackren Schwaben“ erinnert Krüger, *Antike* (Plut. *Pyrrh.* 24) und mittelalterliche Parallelen s. F. Harder, *Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde* XXXVII/XXXVIII 1927/28, 107 ff.

33) Gualth. Leich, *De Horatii in saturis sermone ludibundo*, Diss. Jena 1910, 32. 41 f. H. Reuschel, *Episches im Moretum und Culex*, Diss. Leipz. 1935, 38 f. Vgl. *Oltramare* 145.

34) *Sabbadini*, *Fiske* 245 ff. und *Hanslik* 116 f. kommen auf *Porphyrios* längst widerlegte Ansicht zurück, daß *Naevius* als *parcus* und nicht als *prodigus* genannt sei: der Geizige kann aber doch nach allem jetzt nicht mehr fragen, ob er als Geiziger weiter leben solle, wie *Hanslik* selber nicht verkennt. Den Ausdruck ‚*pergis pugnancia secum* . . . componere‘ darf man nicht zu eng nehmen; Lejay umschreibt richtig: *l'idée de pergis se rapporte à la discussion que le poète voulait clore; „tu continues le débat en . . .“* Ganz anders *Knapp*, *Transact.* 101, 30. Die Verschwendung wird naturgemäß der *avaritia* oft gegenübergestellt (z. B. *Plut. de cup. divit.*; *Cic. parad.* 49), aber doch nicht gerade subsumiert (so *Seidel* 47; vgl. noch *Puelma* 45).

Leute geben soll, die nicht avari sind. Diese Schwierigkeit ist dem Dichter selber wohl gar nicht bewußt geworden, und jedenfalls hat er sie seinen Lesern nicht bewußt werden lassen; obschon die Mempsimoirie von der avaritia stammte, konnte er ja die Verschwender nicht von ihr ausnehmen, ohne sie zu Mustern innerer Zufriedenheit zu stempeln. Hier rächt sich die Einseitigkeit der ganzen Position, die er in dieser Satire einnimmt: aber will man wirklich von ihm verlangen, daß er seine These ernstlich irgendwie hätte einschränken und damit ihrer Wirkung Abbruch tun sollen?

V. 108 ruft er sich nun zum Thema zurück mit einer Ausdrucksweise, die das Vorhergehende als Abschweifung kennzeichnet, und betont im folgenden wieder die *invidia* mit dem daraus resultierenden Wetteifer. Aber man darf nicht mit Heinze annehmen, daß er sich damit auf das seit V. 41 in den Hintergrund getretene Motiv ‚*dum ne sit te ditior alter*‘ zurückbeziehe³⁵⁾; schon die fast wörtliche Wiederaufnahme des Eingangspassus zeigt ja, wie Martin 153 f. unter Vergleich von sat. I 6, 45 (∞ 6) mit Recht hervorhebt, daß er vielmehr das im Anfang angerührte Problem der Mempsimoirie im Auge hat (Wolf 1014. Kirchner zu V. 108). Eine Digression im strengen Sinne des Wortes hatte allerdings überhaupt nicht stattgefunden, wenn anders die avaritia in ihrer ganzen Ausdehnung zum Thema gehört, aber die Eröffnungsfrage in ihrer präzisen Formulierung war im Laufe des Gedichtes doch etwas aus dem Blick geschwunden und mußte wieder in die Erinnerung zurückgerufen werden, um nun die präzise Antwort zu finden, die in allem Vorhergehenden intendiert war. Die Unrast, die V. 108 ff. geschildert wird, ist keine andere als diejenige, die zu der im ersten Teil ausgemalten Mempsimoirie führte, nur daß wir sie inzwischen in ihrem tiefsten Grunde verstehen gelernt haben, und in V. 117 ff. wiederum ist unverkennbar die Mempsimoirie selber abschließend bezeichnet, wie sie sich gerade in der Todesstunde zeigt. Wenn also von jener Unrast zu der Mempsimoirie mit einer konklusiven For-

35) Ebenso Blank 308 (vgl. 319) und Krüger-Hoppe. Haupt 264 rechnete die Digression wie wohl schon Wieland von V. 69, Lange 10 sogar bereits von V. 36, Wecklein 390 ff. hingegen erst von V. 101 (ebenso A. Weidner, Jahrb. f. klass. Phil. XLII 1896, 135 f.) und Schol. Acr. (zu V. 108) von der Ummidiusgeschichte ab. Weissenfels 78 meint, Horaz kehre V. 108 nicht zum Thema, sondern nur zum Ausdruck des Anfangs zurück, indem er, was dort von den Unbeständigen gesagt war, jetzt auf den avarus erweitere.

mel übergegangen wird, so handelt es sich nicht um eine okkasionelle Überleitung, die für den Plan des Ganzen ohne besondere Bedeutung wäre, wie Teichmüller 449 f. und Heinze angenommen haben³⁶): das betonte ‚inde fit‘ kann vielmehr nur die Antwort auf das ‚qui fit‘ des Eingangs bringen. Diese Entsprechung ist ein fester, von den meisten Erklärern anerkannter Anhalt für die Interpretation; die Frage am Anfang ist nicht rhetorischer Natur oder ein verwunderter Ausruf³⁷), sondern die über hundert Verse der Satire sind dazu bestimmt, auf die Frage auch wirklich eine klare Antwort zu erteilen: „so kommt es, daß selten jemand am Ende seines Lebens den Eindruck hat, glücklich gewesen zu sein.“ Nur insofern gestattet sich Horaz, wie wir schon sahen, eine leichte Modifikation, als er V. 117 unauffällig *nemo* durch *raro* ersetzt, um nicht alle Menschen ausnahmslos in gleicher Verdammnis zu lassen.

Der Neid mit seiner Friedlosigkeit wird also ausdrücklich als die Ursache der *Mempsimoirie* festgestellt, aber wir verlangen doch auch noch eine Berücksichtigung der *avaritia*, die ja im Verlaufe des Gesprächs ungleich stärker die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Diesen Wunsch erfüllen die Worte ‚*ut avarus*‘ (V. 108), aber man darf sie nicht wie Wieland komparativ auffassen³⁸), denn dann wäre der Habsüch-

36) Teichmüller faßt den Wetteifer als die durch die *invidia* vermittelte Wirkung der *Mempsimoirie* auf, Heinze meint, ‚*inde fit*‘ leite von dem vergällten Leben zum verbitterten Sterben über. Auch Röhl XXXI 1905, 59 (vgl. XXV 1899, 50) glaubt, daß hier nur eine *Folgerung* gezogen werde aus einem Tatbestande, für den gar kein *Grund* gesucht sei.

37) So Röhl (XXV 1899, 50. XXX 1904, 57. XXXI 1905, 59), Sabbadini, Teichmüller 450, Cartault 77, Blank 315, Heinze. Warum sollte Horaz auch daran verzweifeln, eine befriedigende Antwort auf die Eingangsfrage zu finden, wie L. Müller meinte? Teichmüller, *Das Nichtthorazische* 99, schreibt: „Er richtet die Frage an *Maecenas*, und man verpflichtet sich nicht dadurch zur Beantwortung einer Frage, daß man sie einem anderen vorlegt“. Schon *Torrentius* hatte gemeint „*propositam tamen questionem aperte non dissolvit*“, und *Trompheller* 10 ff. hielt den Schluß auch nur für äußerlich. Knapp, *Transactions* 101 ff., hinwiederum meint, die Frage sei im Verlaufe der Satire so deutlich beantwortet, daß die Schlußpartie V. 108 ff. besser weggeblieben wäre; allerdings hat er sich das Verständnis erschwert, indem er hier die Antwort erst V. 111 f. (*neque . . . laboret*) — at least formally and logically — ausgesprochen findet.

38) Ebenso J. H. Voss, G. Hermann (Leipz. Lit.-Ztg. 1828, 2002), Doering (nicht consequent), Weissenfels, Sabbadini, Röhl (XXXI 1905, 59, vgl. XXV 1899, 50. XXIX 1903, 43 f.), Teichmüller 444 f. 452, Witte 21

tige nur ein Exempel für die Unzufriedenheit, neben dem es noch andere verschiedener Art gäbe. Noch weniger kann man mit Porphyrio³⁹⁾ und F. Vollmer, *Phil. Suppl.* X 1907, 312, 116, ‚ut avarus‘ allein zu ‚se probet‘ ziehen, also den Geizigen von allen Übrigen distanzieren und damit zum Ideal erheben (trotz V. 66). Es ist also das Richtige, mit den meisten Gelehrten ut begründend im Sinne von utpote zu nehmen: „als avarus“ ist niemand mit sich selber zufrieden⁴⁰⁾. Sieht man, wie dieses ‚laudet diversa sequentis‘ in dem ‚superare labore‘ V. 112 verstärkt wiederkehrt, so wird man auch die dazugehörigen Ursachen, avaritia und invidia, einander parallel setzen müssen; das von Teichmüller 447 f. 449 f. aufgestochene und einseitig gelöste Problem ist weder so zu entscheiden, daß die avaritia die Quelle der invidia wäre (so Wolf 998, Döderlein u. a.), noch im umgekehrten Sinne (so Krüger), sondern die invidia ist nur eine Komplementäerscheinung der avaritia, die mit dieser zu Unzufriedenheit und Ruhelosigkeit führt⁴¹⁾. Ob man eine solche Begründung der Memsimoirie

(vgl. aber *Gesch.* 63 f.), Martin 156. Die von Kirchner, Palmer u. a. bestrittene sprachliche Möglichkeit dieser Auffassung erweist Knapp, *Am. Journ. Phil.* XVIII 1897, 332 ff. *Transact.* 102, 34. 108 f. Inhaltlich wird so übrigens der Widerspruch zu V. 66 besonders auffallend (vgl. Röhl XXVII 1901, 76. XXX 1904, 57).

39) Ferner *Schol. Acr.*, wo aber die andere Möglichkeit auch berücksichtigt ist (vgl. A. J. Bell, *Class. Rev.* XXIX 1915, 202). Vgl. auch Cartauft 79 und schon Düntzer II 243 f.

40) S. besonders Haupt bei Belger 263 ff. und J. Vahlen, *Ind. lect. aest. Berol.* 1886, 18 ff. (*Opusc.* I 345 ff.). Der Ausdruck ‚ut avarus‘ gehört natürlich zu einem (wie V. 3) aus nemo zu entnehmenden unusquisque, wofür Vahlen *Xen. Hell.* II 2, 3 heranzieht, vgl. Haupt 266. Knapp a. O. Nach Schütz 283 wäre ut nur subjektiv begründend, nach J. P. Postgate, *Class. Rev.* XV 1901, 303, zu schwach: beide haben so wenig Recht wie T. Mommsen, *Bemerkungen zum ersten Buche der Satiren des Horaz*, Progr. Frankfurt a. M. 1871, der den Ausdruck mit der Erklärung „insofern er habsüchtig ist“ abschwächen will. Nachdem schon Fritzsche eine tiefgehende Verderbnis geargwöhnt hatte, hielt auch Röhl XXV 1899, 50 (vgl. XXIII 1897, 51) ‚ut avarus‘ für korrupt; Teichmüller 445 f. wagte sogar eine Konjektur und ebenso J. Gow, *Class. Rev.* XXIX 1915, 75 (qui nemo aut rarus), dagegen Bell a. O. 202.

41) Es ist also verfehlt, invidia im 1. und avaritia im 2. Teil für das Motiv der Unzufriedenen zu halten, aber auch in invidia allein den Grund der menschlichen Torheit zu sehen, auch nicht als einen in der Zusammenfassung V. 108 ff. nachträglich eingeführten Generalnenner, wie Sabbadini meint; invidia und avaritia gehören vielmehr untrennbar zusammen. Eine direkte Identifikation von Memsimoirie und invidia ist ebenfalls nicht angebracht (vgl. A. 16).

für ausreichend halten kann, wollen wir hier nicht abermals untersuchen; soviel wird man aber jedenfalls zugestehen müssen, daß sie deutlich genug ausgesprochen und auch auf die Mißgestimmten des Anfangs bezogen ist. Cartaults 77 ff. (vgl. Röhl XXVII 1901, 87) Gedanke, es wären nach V. 109 mehrere Verse ausgefallen, kann also keinen Boden gewinnen, aber ebensowenig vermag man ihm zu folgen, wenn er von seinem eigenen Vorschlag unbefriedigt wieder wie Frühere mit einer tiefergehenden Alteration des Textes rechnet.

Und doch besteht eine Schwierigkeit. Heinze behauptet, daß der Dichter auf seine verwunderte Frage nach dem Grund der Mempsimoirie keine Antwort gebe, sondern sich begnüge, die Torheit selbst zu schildern und als Torheit aus ihren Konsequenzen zu erweisen (vgl. schon Kiessling). Aber Horaz kann sein Gedicht nicht mit einem Satze eröffnet haben, den jeder Unbefangene als echte Frage empfinden muß, um dann die Antwort schuldig zu bleiben; wenn er aber eine Antwort gibt, so können wir sie nicht mit Martin an einer früheren Stelle, sondern nur am Schluß als Fazit des Ganzen erwarten. Daß sie V. 108 ff. auch wirklich erfolgt, hat Heinze nur um einer Schwierigkeit willen geleugnet, die schon von Vahlen 19 [346] aufgewiesen worden war⁴²⁾. Die gesuchte Antwort steckt in ‚ut avarus‘ und ist in die Frage eingeschlossen, auf die sie doch antwortet! Aber diese Inkonvenienz besteht nur dann, wenn man, wie viele Herausgeber nach G. Hermanns Vorgang tun, mit dem Blandinianus vetustissimus (und dem Leid. 127 A, dem cod. Divaei des Cruquius) ‚qui nemo ut avarus‘ liest. Weniger stark ist der Anstoß bei der von Torrentius u. a. befolgten handschriftlichen Vulgata ‚nemone ut avarus‘ (daraus ‚ne non ut avarus‘ Ψ), die man als Ausruf oder Frage der Verwunderung und des Unwillens verstehen zu können meinte; aber, von andern längst erhobenen Bedenken abgesehen, könnte, wie schon Wachsmuth bemerkte, in dieser Ausdrucksweise nur liegen, daß Horaz von der Behauptung der allgemeinen Verbreitung der Mempsimoirie temperamentvoll abrückte, während er doch in Wahrheit diese Tatsache von vornehmeren selber vorausgesetzt hatte und auch weiterhin (V. 113 ff.) indikativisch schlechthin konstatiert⁴³⁾. Wirklich ist

42) Ebenso Weidner 135. Röhl XXIII 1897, 51. XXXI 1905, 59. Postgate 302. Teichmüller 445. Weissenfels 76. Knapp, Transact., 102 f.

43) T. Mommsen 5 f. faßt qui nemo oder auch nemone (= nonne nemo) . . . se probet etc. als direkte Frage mit potentialem Konjunktiv

das -ne so wenig überzeugend, daß seit der Editio princeps manche Herausgeber lieber ein einfaches ‚nemo ut avarus‘ in den Text gesetzt haben. Diese Lesung wird man zwar kaum damit stützen wollen, daß einer der Blandiniani sie wirklich geboten haben soll, aber sie dürfte doch die eigentliche Tradition gewesen sein, die in der Vulgata aus Hiatusscheu über-tücht worden ist (O. Keller, Epilegomena zu Horaz, Leipz. 1879, 431 f., mit Früheren), und sicher ist auch das qui des Ve-tustissimus, gleichviel wie man sonst über den Wert dieses Co-dex urteilen mag, nichts weiter wie Interpolation aus dem gleichen Motiv, was Haupt 265 nicht hat abstreiten können (richtig Wachsmuth 310 Anm., Orelli, Düntzer II 242 f., Vollmer 311 f.); durch V. 1 wird das Wort ja nicht etwa be-stätigt, wie Cartault 78 meinte, sondern gerade im Gegenteil verdächtigt, da es so bequem von dort herübergeholt werden konnte⁴⁴).

Glaubt man nun den Hiat ertragen zu können, so erhält man entweder von neuem einen Ausruf bzw. eine Frage des Unwillens (diesmal ohne einleitende Partikel), die sich schon eben als unmöglich erwies, oder aber man muß ut als unter-ordnende Konjunktion fassen, sei es in der Bedeutung „wie“ (auf ein „daß“ hinauslaufend)⁴⁵), sei es konsekutivisch in brachylogischer Abhängigkeit von *redeo* gleich einem *verbum dicendi*, also in äußerlicher Äquivalenz mit einem *A. c. i.*⁴⁶). Auf diese Weise wird nun aber dem Worte *avarus* die be-gründende Funktion entzogen, die es ohne Stütze gerade neben *nemo* nicht behaupten könnte⁴⁷), und die Aussage auf

auf, aber dieser Konjunktiv ist hier untragbar, und V. 113 die Antwort auf diese Frage anzunehmen, führt zu weiteren Unzuträglichkeiten. Reisig wollte qui als direktes Fragewort selbständig nehmen („wieso?“), s. Teuffel 362. Eckstein 40. Haupt 265.

44) In indirekter Frage ist qui selten, steht aber immerhin zweimal bei Lucrez (Ad. Weingaertner, Diss. Hal. II 1876, 38 f.).

45) So Lange 6 ff., Postgate u. a. Schol. Acr. umschreibt die Vulgata ‚*quomodo nemo avarus se probet*‘. Wiss. Progr. Rintelen 1829, ließ ut — sic korrespondieren; dagegen Chr. F. F. Haacke, *Quaestionum Horatianarum part. II*, Progr. Stendal 1839/40, 1 f.

46) ‚*Ut dicam neminem avarum se probare*‘ Haupt 264 und so schon C. F. Heinrich (nach Jo. Val. Francke, Schreiben an den Herrn Professor Heinrich in Kiel, März 1816 S. 17 ff.), W. Wachsmuth, Orelli, Haacke 1 f., Düntzer II 242 ff., Wuestemann, Ek 31, Eckstein 39, ferner Schütz, J. Gow (s. Knapp, *Transact.* 105 f.), Weissenfels 77 f. und früher auch Krüger; s. Kühner-Stegmann II 246 f. A. 6.

47) So wollten Heindorf, W. Wachsmuth 311, Lange 7. 11, Düntzer II 242, Ek 28 ff., Eckstein 40 und Krüger-Hoppe.

den ausgesprochenen avarus beschränkt, wie er zuletzt geschildert war (so ausdrücklich Maclean, vgl. Eckstein 39); in Wirklichkeit muß aber das, was der Dichter im Folgenden von der Unruhe des Lebens sagt, von allen oder wenigstens fast allen Menschen gelten, wie das Fazit V. 117 ff. zeigt. Dies hat J. P. Postgate, *Class. Rev.* XV 1901, 302 f., sehr wohl erkannt und daher ein quia vor avarus eingeschoben, aber mit einer solchen Härte (Knapp, *Transact.* 103 ff.) wird man sich um so weniger leicht abfinden, als die Verderbnis damit offenbar an der falschen Stelle gesucht ist. Erst recht müssen wir von Konjekturen absehen, die bloß den Hiat beseitigen, so problematisch er auch sein mag, aber den einen oder den anderen der eben genommenen Anstöße oder gar alle zwei nicht erkennbar vermeiden (nemo ut sit avarus Ascensius; nunc nemo ut avarus Ritschl, vgl. K. Staedler, *Horaz' sämtliche Gedichte*, Berl. 1905, 50, 1; nemo umquam ut avarus Kirchner; nemo en ut avarus Rinke; nemoque ut avarus Doederlein; nemo se ut avarus reprobet Lindau). Nach beiden Seiten zugleich verfehlt sich auch jede Deutung von nemo ut oder auch nemone ut, die ut als direkte Fragepartikel (eigentlich indefiniter Natur) nimmt, und nach der einen Richtung immerhin noch Th. Birts Auffassung (*Phil.* LXXVI 1920, 131 f., danach Krüger-Hoppe), der ut im Sinne von „wie“ versteht und ne für abundierend hält, was es sonst aber nur in fester Verbindung mit dem Fragewort ist (Radermacher, *Wien. Stud.* XLII 1920/21, 148, 1). Der gleichen Isolation von avarus macht sich endlich der schon von Cruquius vorweggenommene Versuch von A. Palmer, *Ausg. der Satiren*⁴, London 1891, 129 f. (vgl. E. Redslob, *Kritische Bemerkungen zu Horaz*, Weimar 1912), schuldig, die Lesart des Blandinianus so zu verstehen, daß man zu qui ein fiat im Sinnè ergänzt, was schon sprachlich unmöglich ist (Röhl XXXIX 1913, 80), und derjenige von H. L. Jones, *Class. Rev.* XXIV 1910, 83 f., der fiat tatsächlich suppliert (unde abii redeo, qui fiat nemo ut avarus, was Röhl XXXVII 1911, 139, empfiehlt).

Muß also ut mit avarus verbunden bleiben, so ist eine Konjunktion zu suchen, die den Satz nemo ut avarus se probet mit seiner Umgebung verknüpft. Sie muß unterordnender Natur sein, da sonst der Konjunktiv nicht verständlich wäre oder andere der eben erörterten Schwierigkeiten auftreten würden. Man hat nun daran gedacht, diesen Nebensatz nicht von redeo abhängig zu machen, sondern als Vordersatz zu

inde fit zu stellen; von der Lesart des *Vetustissimus* kam man dann leicht auf *quia*, hatte jedoch die Umsetzung von fünf Konjunktiven in Indikative in Kauf zu nehmen⁴⁸⁾. So würde sich H. Kecks *cum*, das Vollmer akzeptiert hat, eher empfehlen, wenn nicht der Anstoß bliebe, den man an einem sich durch neun Verse hinschleppenden Vorderglied zu *inde fit* nehmen muß⁴⁹⁾. Ist *redeo* Hauptverb, so läßt sich ein längeres Nebensatzgebilde als Anhängsel eher ertragen, und es ergibt sich dann ja auch die Möglichkeit, mit Klingner u. a. schon nach *laboret* stärker zu interpungieren. Die gesuchte Partikel soll sich also an *redeo* anschließen und die Konjunktive rechtfertigen, darf aber nicht schlechthin fragen wie das *cur* des *Nannius*, das dem gegen *qui* geltenden Einwand unterliegt, sondern muß konstatieren. Diesen Bedingungen entspricht *quod*, das F. Marx in einer leider im Manuskript zugrundegegangenen Horazausgabe unter Vergleich von *sat. I 3, 38* vor *nemo* ergänzt und nach Angabe von *Postgate 303* auch ein Ungenannter vorgeschlagen hat. Die abhängigen Konjunktive würden sich dann als *obliqui* erklären, aber es wirkt störend, daß zwei Verse weiter ein anderes *quod* folgt, das dem ersten nicht, wie man erwarten sollte, parallel geordnet werden darf. So bietet sich etwa ein *elatives quam*, das in ebenso lockerer Verbindung mit *nemo*, nur durch eine *Anapher* begünstigt, noch bei *Cic. Deiot. 28* nachweisbar ist: *quos concursus facere solebat, quam se iactare, quam ostentare, quam nemini in illa causa studio et cupiditate concedere!*⁵⁰⁾. Als nahe verwandte Parallelen kann man, um von dem ganz gewöhnlichen *quam non* abzusehen, noch nennen *Cic. nat. deor. I 97 ipsa vero quam nihil ad rem pertinet, quae vos delectat maxime, similitudo! Att. IX 2 a, 1 quam nihil praetermittis*

48) Fritzsche trug diese Konjektur (jedoch ohne *ut*) nach seiner Angabe „schon vor 25 Jahren“ (d. h. 1850) vor, Teichmüller 452 reklamierte die Priorität für sein Gnesener Programm 1865, Mommsen 6 war ebenfalls schon „vor Zeiten“ auf dieselbe Vermutung geraten; außerdem sind auch Nipperdey, Weidner und Earle (s. Knapp, *Transact. 106 ff.*) auf die gleiche Lösung gekommen. Weidner macht jedoch *sic . . .* obstat zum Hauptsatz, Teichmüller strich früher *V. 110—116*.

49) Keck, *Jahrb. f. klass. Phil. VII* (= *Jahns Jahrb. XXXI*) 1861 766, läßt den Hauptsatz mit *V. 113* beginnen. S. *Sudhaus' si* paßt wegen seiner Kondizionalität nicht; noch weniger kann man *ut* im konzessiven Sinne verstehen, wie Graser anscheinend will (*nemo nam ut avarus*), für den der Hauptsatz *V. 110* beginnt (*que* in Entsprechung mit *neque*).

50) Nach freundlicher Mitteilung von H. Häffter und W. Ehlers scheinen weitere Belege nicht nachzuweisen zu sein.

in consilio dando! quam nihil tamen, quod tibi ipsi placeat, explicas! (vgl. ferner Verr. II 1, 88. Caec. 62. fin. I 57. V 80. Tusc. IV 74. V 73; tam nihil Marc. 22). Petron. 34, 10 quam totus homuncio nil est! Vgl. weiter quam nullus Cic. Cael. 64. sen. 35. Tac. dial. 30. Plin. nat. hist. XI 2 in his tam parvis atque tam nullis (sc. corporibus). Hor. carm. II 13, 21 f. quam paene furvae regna Proserpinae et iudicantem vidimus Aecum. Marx hatte seine Konjektur nicht in den Text gesetzt, sondern wie Keller das verstümmelte redeo: nemo belassen, und jener von Postgate zitierte Gelehrte hatte nicht einmal sein Inkognito gelüftet sehen wollen; so wird wohl niemand leichtlich zu behaupten geneigt sein, „den Schlüssel zu besitzen, der wirklich schließt“ (Röhl XXX 1904, 58), aber eine gewissenhafte Prüfung der Bedingungen dieses schwierigen Verses an seinem Platze innerhalb des Zusammenhanges der ganzen Satire unter möglichster Anknüpfung an die fruchtbare Arbeit vieler Generationen von Forschern schien mir nicht unangebracht, zumal da Horaz an so manches rührt, was der alte Briest als ein „weites Feld“ bezeichnet haben würde. $\text{Χρῆ δ' ἐν εὐθείαις ὁδοῖς στείχοντα μάρνασθαι φαῖ}$ (Pind. Nem. 1, 25).

Bonn

Hans Herter

EMENDATIONES CATVLLIANAE

VI 12.

*Nam inista pualet nich' tacere O**Nam niista preualet nichil tacere G*

ni ista, praeter G, habent Romanus, Marcianus, Colbertinus, Santenianus 36, Laurentianus XXXIII 12, *in ista* ut Bononiensis, sic ceteri codices, ut uidetur. Indices igitur erroris duo sunt: prior isque grauior in *preualet*, quod contra metrum est, alter in *inista/niista* aut potius in illis quattuor hastis, quas alii *ini* alii *nii* librarii ueteres interpretati sunt. At *ini(nii)sta*, leuissima emendatione adhibita, Lachmannus legit